



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнь и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Боль-
 шая Кострижная
 № 40.
 I. Крушинскому.

№ 39.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 29. Juni 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
 Saratow, Theaterplatz, Haus Lillo.
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: J. Kruschinski, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

Inhalt. Amtliche Nachrichten. — Die christliche Hausfrau. — Deutschland an der Wolga (Schluß.) — Der Aufstand in Odessa. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Ein Opfer des Beichtgeheimnisses (Fortf.) — Ernte- und Wetterbericht. — Briefkasten. — Allerlei. — Ankündigungen.

Amtliche Nachrichten.

22. Juni. Versetzt: Der Pfarrverweser Johannes Albert gleichen Amtes nach Kandel. Der Pfarrer Joseph Gütlein gleichen Amtes nach Mariental am Karaman. Der Vikar Raphael Erhardt als Pfarrverweser nach Preuß (Krasnopolje), Dekanat Komnoje. Der Ökonom des Tiraspoler Seminars P. Markus Marsal als Pfarrverweser nach Neufolonie.

Die christliche Hausmutter.

Wenn mir jemand nachfolgen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." (Matth. 17, 24.) Viele zweifeln, daß eine so gromütige Selbstverleugnung möglich sei; sie meinen, diese Pflicht sei zu schwer. — Aber hat Gott jemals etwas Unmögliches von den Menschen verlangt? Die Selbstverleugnung, das Kreuztragen, fordert er von uns durch seinen Sohn Jesus Christum. Dieser selbst, seine Apostel, die Heiligen aller Jahrhunderte gingen uns mit ihrem Beispiele voran. Was diesen möglich war — ist es dir unmöglich? Du sagst, es sei viel zu viel verlangt. Siehe, es gibt Menschen, deren Beruf, deren liebstes Geschäft es ist, aus Liebe sich selbst zu vergessen und alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß anderen zu weihen, nichts für sich, alles für andere zu sein.

Das nun verlangt ihr Stand von der christlichen Hausmutter. Sie sorgt Tag und Nacht — aber nicht für sich, sondern für das Wohl der ihr Anvertrauten. Sie arbeitet unablässig, aber es ist nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern zum Besten der Ihrigen. Sie sinkt des Abends müde auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte — nicht für sich, nein für andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Dienstboten sollen des Lebens froh werden. Sie hat während ihres ganzen mühevollen Lebens keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die sie zufrieden macht. Dafür spart sie, dafür bekümmert sie sich, dafür entbehrt sie so vieles. Sie gehört sich nicht selbst an; sie verleug-

net sich. Sie hat ihr Schicksal, Glück und Unglück an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Was er für ein Los ihr bereitet, damit ist sie in dieser Welt zufrieden. Wird er arm — sie teilt seine Armut; wird er verfolgt — sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank — sie wartet ihm auf und pflegt ihn, sie leidet mehr als er selbst. Sie ist nichts für sich, alles für einen anderen, sie gehört nicht sich selbst an. Sie ist Mutter, sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben; mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie ihnen die Gesundheit. Sie wachte, wenn alle anderen schliefen, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling; sie hütete das holde Kind am Krankenlager und horchte auf dessen Atemzüge; sie betete in der Einsamkeit, niemand weiß es; niemand weiß, was sie litt, nur Gott dem Allwissenden ist es bekannt. Sie hat alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben wieder geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht an, was sie duldete. Niemand spricht davon, niemand lobte es ihr. Nur Du, o ewiger, gerechter Gott, nur Du hast ihre Tränen und Sorgen nicht vergessen; Du rechnest es ihr an.

Sie gehört sich selbst nicht an — sie ist Hausfrau; sie hat für andere zu denken. Und ob sie auch erkrankte, sie muß für die Gesundheit anderer wachen, ob sie auch manche Erquickung, manche Freude entbehren muß, sie sorgt zuerst für ihre Hausangehörigen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet und vergißt nichts. Sie umfaßt alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Mutter Sorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller anderen und glaubt, sie könne nie genug tun, während sie doch die Wohltäterin eines jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist, welche ihr zu teil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie fährt unverdrossen in ihrem Tagewerk fort, wenn sie nur von einem einzigen

mit freundlichem Lächeln belohnt wird Sie fordert keinen Lohn — wer könnte ihn ihr auch geben? — Ihr Herz findet in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen überreiche Vergeltung.

So die Hausmutter, die christliche Hausmutter. Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tiefwirkenden Berufe! Der Mann kann glänzendere Dinge tun; er kann durch seine Kunst und Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich in der Stadt, im Lande, unter fremden Völkern einen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern — aber unmittelbar, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausmutter, auf deren bescheidenes Tun niemand achtet.

So wie das Wohl eines Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, so ist auch notwendig von ihren Fehlern das Unglück der Familie abhängig. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denk- und Handlungsweise gemeinlich einen richtigen Schluß über die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger Fehler oft alle ihre Tugenden verdunkeln kann; daß ihre sündhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Mutter Fluch wieder niederreißt. Leider paßt das oben beschriebene Bild der guten Hausmutter nicht auf jede, welche den Namen trägt. Wir finden im allgemeinen weniger glückliche Haushaltung, als unter einem sich christlich nennenden Volke gefunden werden sollten. Oft ist freilich die Unwürdigkeit des Hausvaters daran schuld; weiß jedoch die Mutter ihren Angehörigen und Kindern wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, welches er verursacht, durch verdoppelte Liebe und Sorgfalt. So wird sie der Schutz und Trost derer, die er betrübt; sie übernimmt von allen das Leiden und trägt es allein in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei des Mannes und Vaters Fehlern noch nicht so elend, als es durch die Schwächen und Fehler der Hausmutter ist. Denn sie ist fast immer allen nahe; ihr kann man nicht ausweichen, sie ist überall, bei den kleinsten Geschäften der Familie. Umsonst ist hingegen des Mannes Fleiß und Tun, wenn die Frau zerstreunungsfüchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; um ihren Gelüsten Genüge zu leisten, was sie je mit der rechten Hand erspart, mit der linken heimlich verschwendet; wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor andern zu glänzen oder doch nicht verächtlich zu werden, hingegen da, wohin der Blick der Fremden nicht dringt, Unordnung befördert und den Fremden sowohl, als den eigenen Gatten betrügt. Daher entspringt so manches geheime Familientweh, woran alle kränkeln, und was man doch anderen nicht gern offenbar werden läßt. Daher weicht von so mancher Haushaltung der Segen, und es ist oft Mangel, wo man Wohlhabenheit oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt sein sollte.

Umsonst ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundschaft, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemütes die Heiterkeit aller zu erhalten und zu nähren weiß, wenn ihr Wort nicht den Betrübten beruhigt, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung bewegen, ihr liebevoller Wink mehr anrichten kann,

als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechtes geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemütes; aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichen Grunde im Herzen des Weibes die üblen Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meister zu werden vermag; es ist gewiß, daß das Weib, welches entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finsternen Launen nachzuhängen, eine heitere Gemütsstimmung beibehalten kann; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahtlose Erziehung genossen. Dem Manne mag im Drange der Umstände in den stürmischen Verhältnissen des Lebens oft der Ernst anstehen und Kraft und Gewalt geziemen; das Weib empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die alles freundlich leitet; als freundliche Klugheit, die allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch das Ungezügelm des Wütherichs endlich bändigt. Das Weib verleugnet seine Naturanlage, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertragen will, durch zänkisches Wesen seine Anmut und Würde entstellt und männlich handeln will, wo ihm nur die Würde der Weiblichkeit geziemt. Eine solche Hausmutter wird zum Anfehen und zur Marter aller durch ihre Fehler, selbst durch scheinbar geringe Fehler, weil diese zu tragen, und jeden Tag, jede Stunde zu tragen, oder doch ihnen ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmütigsten das Dasein verbittert. — —

Willst du also mit Recht auf den Namen einer christlichen Hausmutter Anspruch erheben, so erforsche dich, christliche Frau: Ist jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waldest, so glücklich, als er ein Recht hat zu sein? Und wenn es ein einziger unter allen nicht wäre, woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du alles getan, um jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du immer gleich liebevoll, freundlich und gütig, oder oft mürrisch und launenhaft? — Kennst du das wahre Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: sie soll sein „klug, keusch, sittsam, häuslich, gütig, dem Manne gehorsam, damit das Wort Gottes nicht gelästert werde.“ (Tim. 2, 5.) In diesen wenigen Worten liegt der Kern aller deiner Pflichten, die Quelle deines irdischen Glückes, die Anleitung zur Krone in der Ewigkeit.

Klug sollst du sein. Die Klugheit wird zu den vier Haupttugenden gezählt, denn sie lehrt uns, jedem Dinge die rechte Seite abzugewinnen und alles im Geleise zu erhalten. Sie ist nicht voreilig, nicht geschwätzig, nicht eifersüchtig. Sie überlegt, denkt und urteilt, ehe sie handelt.

Keusch sollst du sein, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit in einer Zeit, da die Mode oft gewaltiger, als die angeborene Schamhaftigkeit ist. Die heilige Keuschheit ist der kostbare Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren ist, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und des goldenen Geschmeides nicht. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemütes unheilbar verwundet, wenn du dich von dem Pfade der Treue entfernst, die du am Altare geschworen. Selbst

den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch die Strenge deiner Sittsamkeit wirfst du deinen Hausgenossen ehrwürdig; in dem Herzen deiner Kinder wirfst du durch dein Beispiel mehr als durch gute Worte und Lehren die lieblichste aller Tugenden heimisch machen.

Häuslich sollst du sein; denn nur was deine Sorgsamkeit erpart, ist der Gewinn von dem, was der Hausvater durch Fleiß erwirbt. Wer sich von dem Werte und der Vollkommenheit einer Hausmutter belehren lassen will, trete nur in ihr Haus, und alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschmack, von der Befähigung der Hausfrau; und nicht, daß man ihr gehorcht, spricht für ihren Verstand und für die Vortrefflichkeit ihres Herzens. Mit Würde und ruhigem Gemüte leitet sie alles, was zu ihrem Geschäftskreise gehört.

Häuslich soll sie sein und daher dem häuslichen Leben so viel Anmut verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten den Umgang mit den Ihrigen vorziehen. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe alles umfaßt, was zu ihr gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen alle, gütig gegen den Gatten und alles meiden, was die Liebe stört, ohne welche das eheliche Leben eine Hölle wird. Offenherzigkeit aber ist der sicherste Weg, die Bande der Liebe und des Vertrauens auf das festeste zu knüpfen; darum soll sie keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, vor ihm haben; selbst den Fehler, wenn er begangen ist, nicht vor dem Gatten verheimlichen, nichts tun, das zu verheimlichen Ursache wäre. Oft ist ein geringes Mißverständnis — weil man zu schüchtern, zu stolz, zu eigensinnig war, sich einander mitzuteilen — der Grund zu einer lebenslänglichen unglücklichen Ehe geworden; denn ein einziger falscher Schritt zieht auf beiden Seiten den zweiten und dritten, ja tausendsten nach sich.

Gütig soll sie sein gegen die Kinder. Einem Mutterherzen braucht wohl die Liebe nicht empfohlen zu werden gegen diejenigen, welche Gott ihm gab. Aber Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährlicher Nachsicht gegen Fehler ausarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem anderen begünstige und einem „Liebeskinde“ größere Zärtlichkeit bezeige! Diese Vorliebe für ein Kind, zumal wenn sie auf eine unkluge Weise sich äußert, ist eine Ungerechtigkeit gegen das minder geliebte, ist das erste Verderben in der Kinderzucht, und hat auf die Gemütsart der Jugend, ohne daß man es leicht merkt, den nachteiligsten Einfluß. Oft sind auch verständigere Mütter schwach genug, diesen Fehler zu begehen, — um so sorgfältiger muß das Herz gegen ihn bewacht werden.

Gütig soll sie sein gegen die Dienerschaft, ohne Heftigkeit, ohne Äußerungen des Stolzes und der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches sich gern dafür erkennen läßt, daß es alles tue, alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, denn jeder sucht sich derselben zu entziehen, weil das Gefühl und die Selbstschätzung eines jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den

Unfrieden im Hause, weil jeder statt Liebe Widerwillen fühlt; er gehorcht vielleicht, um Ruhe zu haben, sieht er sich aber unbeachtet, so tut er nach seinem Willen. Aus diesem Grunde sind eitle und herrschsüchtige Frauen im allgemeinen die schlechtesten Haushälterinnen; es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können. „Ein Tropfen Honig lockt mehr Fliegen an, als ein Faß voll Eßig,“ sagt der hl. Franz von Sales.

Gütig soll sie sein auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgend einer Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll diejenigen mit dem Hause versöhnen, welche gegen jemanden in demselben etwas haben. Ohne Liebe von außen, wie soll da Wohlsein und Glück in dem Innern blühen? Dann ist der Hausmutter alles daran gelegen, mit den Nachbarn in Frieden zu leben; sie opfert lieber Kleinigkeiten, um das größere Gut, allseitig Achtung und Zuneigung gegen das Haus zu bewahren. Sie ist sorgsam bedacht, keinen Klatschereien und Zwischenträgereien Ohr zu leihen, weil dadurch der Friede gefährdet wird. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinnen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtnis und erzählt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und böshaftern Bemerkungen verschließen, wohl aber kann sie stets ihre Zunge davor hüten. Sie will das Glück ihres Hauses, deshalb möchte sie dasselbe von der ganzen Welt geliebt sehen.

Gehorsam sollst du endlich sein, gehorsam deinem Manne, denn er ist das Haupt der Familie und dein dir von Gott gesetzter, dein von dir in aller Freiheit erwählter Herr. „Er soll dein Herr sein“, so sprach Gott zu Eva, und so spricht der Priester bei der Trauung an Gottes Stelle zu jeder Braut. Will und kann sie sich nicht unterwerfen, so mag sie noch am Altare zurücktreten; es ist besser für beide Teile. Strebe darum nicht nach dem traurigen Ruhme, daß dein Mann dir gehorche, „nach deiner Pfeife tanze“, „unter dem Pantoffel stehe“. Das wäre der klarste Beweis dafür, daß du deine erste Pflicht nicht erfüllst, die Pflicht des Gehorsams; wenn du aber diese erste und leichteste Pflicht nicht erfüllst, wie willst du die andern erfüllen? Gib den Kindern und Untergebenen das Beispiel des Gehorsams; wie werden sie dem Manne gehorchen können, wenn du ihm nicht folgst? Kannst du überhaupt einen Mann achten, den du „um den Finger wickeln kannst? Schwerlich. Wo aber keine Achtung, da ist auch keine Liebe. Verzichte also auf die zweifelhafte Ehre, das „Kommando“ im Hause zu haben, und laß das unnütze „Regimentern“ gegen die deinen.

Das ist das Bild der christlichen Hausfrau, wie es die heilige Schrift darstellt. So muß sie sein und leben, „damit das Wort Gottes nicht gelästert werde“.

Deutschtum an der Wolga.

(Schluß).

Der Pfarrer sah mit aller Gemächlichkeit zu. Sein ruhiges sprechendes Auge sagte mir im vornherein, daß er über mich und meine Stimmung hinsichtlich dieses Artikels im reinen sei. Er kannte mich eben ganz genau und wußte, was er von mir zu halten hatte. Gleichviel äußerte er endlich mit wohlwollender Ruhe:

„Das Ding hier,“ und er nickte leicht nach der Zeitung hin, „hat mir viel zu denken gegeben. Wie gefällt Ihnen der Artikel?“

„Nicht übel. Aber der Autor mit seiner verzweifelten Ironie (Spott) will mir nicht gut besagen. Überdies wird er hie und da ein wenig paradox, haut hie und da ein wenig über die Schnur, jedoch im großen und ganzen muß ich ihm recht geben.“

„Indem ich diese Worte hervorprekte, fühlte ich ein peinliches Unbehagen, wie wenn man sich zähneknirschend eine Sünde, eine bittere Wahrheit eingesteht.“

In scherzhaftem Schreck rückte der Vater weg von mir und fragte schelmisch:

„ВѢ НѢМЦА?“

„Mich verdroß fast diese Frage und ich fragte mir unmutig hinter den Ohren.“

Der Pfarrer fand meinen Unmut ergötlich und brach in ein heiteres Lachen aus. Dieses war so gutmütig, herzlich und ansteckend, daß ich mich auch eines Lächeln nicht erwehren konnte. Endlich zwang er sich wieder zur Ruhe und meinte:

„Ich bin heute gutgelaunt, entschuldigen Sie, bitte. In der Tat stimmt der Artikel mehr zum Ernst als zum Lachen. . .“

Zur volleren Veruhigung trank er dann noch ein paar Schluck Bier hinunter, brannte eine Cigarre an und fragte, sich in die weichen Polster zurückwerfend:

„Was halten Sie von der in dieser Abhandlung betonten deutschen Halbheit der Kolonisten?“

„Ich denke, daß der Autor damit ganz genau den Nagel auf den Kopf getroffen hat,“ sagte ich bitter.

„Seien Sie doch nicht unwirsch,“ warf der Pfarrer gleichmütig hin. „Selbstredend ist viel Wahres an der Sache, das läßt sich nicht leugnen. Frisur, Tracht, Pfeife, wovon da gesprochen wird, — das sind äußerlichkeiten, die nur Nebenbedeutung haben können. Aber die Halbheit, die Verstümmeltheit der Sprache, worauf der Autor hinweist, — das ist es, was mir zu denken gibt. Merken Sie wohl, das Wort, die Sprache schildert untrüglich den inneren Menschen, spiegelt getreu die inneren kosmologischen Vorgänge sowohl des einzelnen, wie auch eines ganzen großen Volkes. Mit der Bildung der verschiedenen Klassen des Menschengeschlechtes entstand auch die Verschiedenheit der Sprache. Gleichwie das Urvolk sich nach und nach im Laufe der Zeit in Familien und einzelne Stämme teilte, ebenso und gleichzeitig zerfiel und änderte sich auch die Sprache derselben, schwand die anfängliche Allgemeinheit der Ursprache. Wie alle Völker ihre gemeinsamen Urväter, Urstämme, aus denen sie entsprungen, haben, ganz in derselben Weise haben wir auch in der Sprache gemeinsame Grundlaute und Urstammwörter. Im Leben sehen wir verschiedene Entwicklungsformen. Diese macht auch gleichzeitig die Sprache mit und läßt so die verdeckten Vorgänge im Innern des betreffenden Volkes klar zu Tage treten. So ist es im Großen, so ist es im Kleinen. Die Sprache ist das getreue Konterfei des innern Menschen. Sie verrät mit viel Genauigkeit Eigenschaft, Stimmung, Zustand, Temperament. Die Sprache des Heuchlers ist anders als die des geraden Menschen. Die Sprache des Gesunden ist anders als die des Kranken. Die Sprache des heißblütigen Italiens oder Franzosen ist anders als die des Deutschen oder Engländer. Die heutige Sprache der Wolgaer Kolonisten ist auch schon viel anders als diejenige seiner Vorfahren. Wenn nun das so ist, und daran ist wohl kaum zu zweifeln, so kann man mit viel Sicherheit voraussagen, daß die Kolonisten nach ungefähr 100—200 Jahren mit der sie umgebenden russischen Bevölkerung eins sein werden, daß ihre Muttersprache ganz verschwunden sein wird. Denn heute schon hören wir bei den Wolgaer Deutschen ein Kauderwelsch, über und über gespickt mit Russizismen,*) ein Kauderwelsch, bei dem einem die Galle im Leibe bersten möchte. Heute schon gibt es tatsächlich auf der Wolgaer Bergseite lutherische Dörfer mit einer Sprache, die ihre Nachbarn, ihre deutschen Stammgenossen, schwer oder gar nicht verstehen. Haben Sie den f. Z. im „A.“ erschienenen Artikel des Hieronymus über dessen Fahrt ab Kownoje gelesen?“

Sawohl, bin heute noch empört über die in demselben ge-

*) Leider kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das Kauderwelsch unserer Kolonisten jeder Beschreibung spottet; was jedoch die Russizismen anbelangt, so scheinen dieselben nur mehr dort aufzutreten, wo die Kolonisten einen regeren Verkehr mit Russen pflegen. Dieser Ansicht ist auch der Autor.
Die Red.

brandmarkte Verunglimpfung und Schändung unserer schönen Muttersprache. Es ist wirklich zu bedauern, tief zu bedauern, wie unsere Leute allgemach aber sicher geistig versumpfen. Durchgreifende Maßnahmen zur Auffrischung unserer Sprache wären zweifelsohne sehr vonnöten. Die Erhaltung derselben ist uns ja Allerhöchst gebilligt, und wir sollten darauf dringen, daß die heranwachsende Jugend eine bessere sprachliche Grundlage im Deutschen bekäme, wir sollten sorgen für gute examinierte deutsche Lehrer an unseren Volksschulen. Das können wir, diese Rechte haben wir. Darin würden wir bei der Schulbehörde wohl sicherlich auf keine Hindernisse stoßen. Es ist nur hiebei zu beklagen, daß unser Volk noch nicht so weit ist, um solches einzusehen. Die Leute denken, sie könnten Deutsch über die Maßen viel und, zufrieden mit den höchst ungenügenden Leistungen der jetzigen Küster, brauchten sie keine besonderen Lehrer der deutschen Sprache.“

„Da sind wir an einem Punkte angelangt, über den sich der Autor in vorliegender Abhandlung ganz besonders ausläßt: sie sind sich selbst genug, sie brauchen niemanden, also auch keine Lehrer. Dieses Selbstgenugssein ist in der Tat der wunde Fleck, die Achillesferse der Kolonisten.“

„Sehr wohl!“ fiel ich eifrig ein: „Sie wissen: ich habe alle Tage mit dem Volke zu schaffen und glaube annehmen zu dürfen, daß ich es auch kenne. Oft und wiederholt hatte ich Rücksprache mit den Leuten hinsichtlich der Schule. Man ist gleichgültig, grenzenlos gleichgültig gegen diese, aufgebracht und erbittert gegen die Lehrer selbst, nachlässig und leichtsinnig in der Kindererziehung überhaupt. Der besten Beweisführung, der glänzendsten Apologie (Rechtfertigung) für die Schule begegnet der größte Teil dieser Leute mit einem kalten „o, ja, hm! Dös woor! Dös müßt m'r so mache!“ unterschreibt aber die betreffende Gemeindebeschluß-Vorlage keineswegs, sondern retiriert hurtig, daß er unangefochten, mit heiler Haut, zur Tür hinauskommt. Bei andern wieder stößt man in Schulfragen auf eine geradezu verblüffende Unverfrorenheit und Stumpfsinnigkeit. So wandte ich mich unter anderm einmal an einen Bauern aus meinem Heimatdorfe mit den Worten:

„Wir müßten tüchtige, beständige und besoldete Religionslehrer haben.“

„M'r hen jo g'nunk Paatr doo d'rzü,“ meinte er.

„Die Hochwürdigen Herren Geistlichen haben aber hierzu nicht immer Zeit. Sie sind allzu sehr beschäftigt.“

„Was! Söllte die ned Zeit g'nunk hun vor unser Kinner 's Vaterunser un die Zeh'G'bott se lerne? Dös wär was Schönes. M'r brauche koo Religionslehrer.“

„. . . Wir sollten gute deutsche Lehrer an unsere Schulen heranziehen.“

„Hi, hi! — Jez sein m'r selwer Daitche un solle nedd Daitch kenne. Ho, ho! Dös wär doch unnötig Geld nausg'schmiss. Lauder leer Geplaid'r! M'r hun g'nunk mit d'r ruschige Lehre. Sverhaab, die Lehrer braicht m'r nu gaa nedd.“

„. . . Wir müssen für gute Schulen sorgen, damit unsere Jugend nicht so roh und ungebildet heranwächst.“

„So'n Dischtorfch! Wam'r noo nedd so viel unnötig Wese det mache! M'r henn joo Schule, m'r braiche koo beßre. Ze gelehrter, dest'r verkehrter.“

Dabei war der Mann so fest, so sicher, so überzeugt von der Wahrheit seiner Worte, daß ich vorzog, den Staub von meinen Füßen zu schütteln. Ja, — unsere Kolonisten brauchen weiter nichts als eine gute Pfeife Tabak, und im übrigen sind sie sich selbst genug.“

Der Pfarrer nickte beifällig und schwieg.

„Стоячее болото, да и все тут!“ sagte ich unwillig und mit Nachdruck.

Mein Gegenüber schwieg noch eine kleine Weile; dann hub er bedächtig an:

„Mit dem stehenden Gewässer, dem стоячее болото, des Autors da bin ich denn doch nicht ganz einverstanden. Unsere Kolonisten sind nicht auf derselben Entwicklungsstufe stehen geblieben. Gegen früher sind sie auch voran. Auch sie haben gewisse, gar nicht zu unterschätzende Fortschritte zu verzeichnen. Das ist eine ebenso erfreuliche wie wahre Tatsache. Trösten Sie sich damit und blicken Sie ein ganz klein wenig um sich. Haben

wir nicht auch hier auf beiden Ufern der Wolga viele Großbauern, die alljährlich 500—1000 Pud Frucht aussäen? Es sind Kolonisten, Landpächter. Haben wir hier nicht auch eine beträchtliche Zahl großer und kleiner Grundherren? Ja und es sind meist Kolonisten. Haben wir hier nicht viele Getreidespekulanten? Die reichsten und meisten derselben sind Kolonisten. Haben wir hier nicht viele Dampfmaschinenbesitzer? Die reichsten und meisten derselben sind Kolonisten. Haben wir hier keine reichen Fabrikherren, große Manufakturwarenhändler? Die reichsten und meisten derselben sind Kolonisten. Denken Sie an den fast bis ins Unabsehbare verzweigten Handel der mehrfachen Millionäre und Großindustriellen Weber, Bunder, Borell, Reinecke, Schmidt. Es sind Kolonisten, die den Einfluß ihrer Geldmacht auf ganze Gouvernements ausdehnen, die in ihrem Fache der strebsamen Neuzeit wahrlich keine Schande machen. Wächst nicht mit erstaunlicher Schnelligkeit die Zahl der Kleingewerbetreibenden, der Schlosser, Schmiede, Weber, Steinmetze, Kleinhändler, Flecht- und Holzarbeiter? Haben wir nicht unsere eigenen, aus der Mitte der Kolonisten stammenden, Dorfschreiber, Lehrer, Apotheker, Pastoren, Doktoren, Priester, ja sogar Se. Excellenz der gegenwärtige Bischof von Tiraspol ist ein Kolonist? Haben wir kein Seminar, deutsche 4-klassige Elementarschulen, einige guten Zeitschriften? Nehmen Sie nun den Umstand hinzu, daß unsere Vorfahren bei ihrer Ankunft in Rußland fast Bettler zu nennen waren, und ziehen Sie den Schluß. Fragen Sie sich, ist das kein Fortschritt? Sind wir da dieselben wie vor 150 Jahren geblieben?

Es ist wahr, der Wohlstand der Bauern ist im Krebsgang begriffen. Aber was ist daran schuld? nichts anderes als das Gemeinschaftsbesitzrecht, wie der Autor ganz richtig bemerkt. Jedoch für etwas gewagt scheint mir die Behauptung, daß man solches noch nicht eingesehen. Ich kenne viele Kolonisten, die wohl wissen, woran es hängt. Sie wissen, daß in dieser Hinsicht ein gründlicher Umsturz der Verhältnisse herbeigeführt werden muß. Sie sind des Gemeinschaftsbesitzrechtes müde und warten mit Ungebuld auf die verheißene Reorganisation. Dergleichen Sachen lassen sich eben nicht auf dem Knie entzwei brechen. Gewisse ernste Vorarbeiten sind da nicht zu umgehen, sind sogar schon im Fluß. Es wird und muß hinsichtlich des Grundbesitzes der Bauernklasse anders werden, das ist sicher.

Unsere Bauern sind zum großen Teil roh, ungeschliffen und ungebildet. Wer möchte daran zweifeln? Aber daß auch unter ihnen das Verlangen nach Bildung, der Wissensdrang, groß ist, sich mit jedem Jahre steigert, dafür haben wir den schlagendsten Beweis an den mit unseren deutschen Kindern überfüllten niederen und mittleren Schulen.

Wir sind in jeder Beziehung rückständig, rückständig im Vergleich zu unseren deutschen Stammgenossen im Auslande, aber ist da nicht unser ganzes heutiges Vaterland im Rückstande? Ну, — куда рыба, туда и хвостъ въ сметанѣ!"

Ich lachte und sagte.

„Muß gestehen: Sie sind ein guter, sogar sehr gütiger Anwalt für die Sache der Wolgaer; aber denken Sie an die Südländer und . . .“

„Ich zweifle nicht daran,“ fiel mir der Pfarrer ins Wort, „daß die Südländer unseren Oberländern in allen Stücken weit überlegen sind. Sie sind aufgeklärter, wirtschaftlicher, haben mehr Unternehmungsgeist und sind deshalb viel wohlhabender. Dem Südländer ist keine Gegend zu entlegen, kein Weg zu weit; überall geht er hin, wo ihm ein menschenwürdiges Dasein winkt, wo ihm unter annehmbaren Bedingungen erbliches Land geboten wird. Im Anurgebiet, Drenburg, Ufa, Tomsk, Amerika, — überall macht er sich heimisch, überallhin, wo es gilt um Land, macht er den Vorweg. Nicht so der Oberländer. Dieser hungert lieber zu Hause, aber in die Fremde wagt er sich nur äußerst selten. Es wäre in der That nicht schade, wenn der Wolgaer ein ganz klein wenig abenteuerlicher, wenn er ein bißchen Glücksjäger sein wollte.“

„Bin ganz mit Ihnen einverstanden; aber unsere Brüder in Christo hier oben an der Wolga haben ja auch ihr gelobtes Land — Amerika nämlich. Dahin gehen viele der unsrigen mit wenig Geld und zurückkehren wenige mit viel Geld. Ist das kein großer Unterschied?“

„Allerdings und eben das beweist, daß man auch bei uns anfängt, unternehmungslustiger zu werden.“

Das Gespräch stockte. Um einem langweiligen Stillschweigen vorzubeugen, hub ich nach kurzer Zeit wieder an:

„Der Autor meint mit aller Bestimmtheit, wir besäßen kein Nationalgefühl, keine Vaterlandsliebe. Ich glaube, das Gegenteil annehmen zu dürfen. Als ob wir nicht gerne an den Geschicken eines Reiches, eines Landes mitträgen, in dem wir geboren und erzogen, an das uns die heiligsten Erinnerungen knüpfen, das unsern Kindern, unserer Habe, uns selbst Schutz bietet, das uns mit seinen Gesetzen erhält, mit seinem Boden nährt? Das glaube, wer will. In einem gewissen Sinne ist die Vaterlandsliebe ja nichts anderes als ein Ausfluß der Selbsterhaltung, der Selbstliebe. Selbstlich sind wir aber alle, sonach daher schon vaterlandsliebend.“

Der Pfarrer sah merklich abgesspannt und müde aus. Er stand auf und, um gleichsam unserer Unterhaltung die letzte Ab- rundung zu geben, sagte er:

„Die eigenartige Schlußnote der soeben besprochenen Abhandlung ganz übergehend und ebenso abgesehen von einiger ziemlich unbegründeten Gehässigkeit, einiger etwas störenden unliebsamen Bissigkeit des Autors, kann ich doch sonsthin letzterem nicht gram sein. Er spricht in einer einfachen, belebten und nicht ermüdenden Sprache von Mißständen, die gar nicht genug hervorgehoben, die gar nicht genug bekämpft werden können. Diese Schäden sollten mit dem größten Freimuth und mit der giftigen Feder eines Feine gestempelt und hinweggepottet werden. Im allgemeinen, jovie! man vermuten kann, meint es der Autor gut. Das übrige ist an uns gelegen.“

Ich antwortete nicht. Es war unterdessen Mitternacht geworden. Wir verabschiedeten uns schweigend und suchten unsere Kajüten auf. Ich aber wälzte mich noch lange auf meinem Lager hin und her; das gehabte Gespräch gab mir keine Ruhe. Endlich schlief ich ein und träumte . . .

Was träumte ich wohl? —

* * *

Ja, — was träumte ich wohl?

O, ich sah ein bezaubernd schönes, ein zum Malen schönes Stückchen Erde, so ein kleines Schlaraffenländchen „nach dem vernünftigen Recepte einer aufgeklärten Zeit.“ Es lag zu beiden Seiten eines großen, majestätisch großen Flusses. Ein segenschwangrer Himmel wölbte sich schützend über fetten Matten, saftigen Wiesen, üppigen Feldern, grünen Gärten, schattigen Bäumen und Wäldern. Über die weite fruchtbare Ebene hingestrent wie das vergessene Spielzeug des sagenhaften Riesenfräuleins, lagen in einsamer Ruhe vereinzelte Bauerngehöfte auf drahtumzäunten kleinen und größeren Gütchen. Aus einem reichen laubigen Ring von Obstbäumen blickte einladend und schmuck, säuberlich und wohnlich das Bauernhaus, weißgetüncht, blechgedeckt, und von Ziegel- oder von rohen Feldsteinen aufgeführt. Nahe hinter oder neben dem Bohnhause des Landmannes sproßte und grünte in saftiger Fülle ein Gemüsegärtchen, unweit davon — die Dresch- tenne, beide hübsch eingefriedigt mit buntpfarbigen Stacheln. Auf dem rechten Ufer des Flusses, dort, wo in hohen Berggründen die feinste Gelb- und Weißlehmschichte lagerte, dort, wo in tiefaus- gespülten Gräben den steilen weißen Wänden entlang reiche Kalk- steinbrüche klasten, dort, wo in aufsteigenden roten Sandkegeln Eisensteinmassen lasteten, — arbeiteten große Porzellan- und Rot- geschirrfabriken, rauchten viele wohleingerichteten Kalk- und Ziegel- steinbrennereien, standen bedeutende Eisengießereien. Zwischen kleinen Weibern und großen Marktflecken, in Städtchen, klein und schmuck, wie man sie im Auslande trifft, pusteten riesige Dampf- mühlen. In gebrochenen und nach verschiedenen Windrichtungen einander kreuzenden Linien zogen sich von Obstbäumen umsäumte Chaussees von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Unermüdlich und mit rasender Eile leuchtete das Stahlroß über die Bildfläche, Bewegung und Leben in die entferntesten Winkel tragend. Auf dem rechten steilen Ufer, auf Anhöhen mit der prachtvollsten Fern- sicht lachten, keck bis an den Rand des Flusses vorgehoben, prunkende Schlößchen, schmucke Landhäuser für die städtischen Sommerfrischler und blickten wagehalsig in die tiefe Flut. Auf und ab, auf dem größten Strome Europas glitten geschäftige

Dampfschiffe, deren Insassen sich mit großer Bewunderung und Entzücken an dem reizenden Anblick der Landschaft ergötzen.

Sie ergötzen sich, diese Insassen, — ich auch; sie verwunderten sich, — ich auch. O, wie ergötzte und wunderte ich mich aber, als ich die häuslichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, die eigenartige und von der jetzigen grundverschiedene Lebensweise des Landmannes beobachtete! —

Gemeinden, wie wir sie heute haben, mit ihrem ewigen Gemüsegärten-Vermessungselende, mit ihrem ewigen Waldvermessungselende, mit ihrem ewigen Heuschlagvermessungselende, mit ihrem ewigen Landvermessungselende gab es da nicht. Steuer-Eintreiberei, Landamtschulden-Macherei, Gemeindefschulden-Quälerei gab es auch nicht. Vorratsmagazine-Liite, Kaffeschulden-Friste, Gemeindefitzungs-Zwiste gab es auch nicht. Es gab keine „Dusch“ sogar; auch die lieben, heißgeliebten „Dusch“ waren alle vom Tapet verschwunden. War das nicht zum Verwundern? War das nicht zum Ergötzen?

Nirgends sah ich auch nur die geringste Spur von dem mir so verfaßten häuerlichen Gemeinschaftsbesitz. Das Gemeinschaftsbesitzrecht war verschwunden, unwiederbringlich. Nur noch als Warnung stand es in politisch-ökonomischen Lehrbüchern. Man dachte an dasselbe nur noch so etwa, wie man heutzutage an den Hexenwahn des Mittelalters denkt. Man hielt es da fast für unmöglich, daß es Leute geben konnte, die an dergleichen grenzenlosen Verirrungen der menschlichen Vernunft wissentlich Gefallen fanden. Das Gemeinschaftsbesitzrecht war hier eine ebenso bedauerliche wie vielbespöttelte Sage aus „der guten alten Zeit.“ War das nicht zum Verwundern? War das nicht zum Ergötzen?

Still, ungehindert und unangefochten, von einer Gemeinde nicht abhängig, arbeitete da der rührige Landmann auf seinem kleinen Gütchen. In seiner kleinen Wirtschaft sah es ganz anders aus als in derjenigen unseres jetzigen Bauern. Der heutige Bauer hat viel Rindvieh, aber keinen Nutzen von demselben, kein Futter für dasselbe. Der heutige Bauer hat viele Pferde, aber keinen Nutzen von ihnen, keine Arbeit für sie. Der heutige Bauer hat viele Hausgenossen, aber keinen Nutzen von ihnen, keine Arbeit für sie — viele Esser und wenig Schaffer. Der heutige Bauer steckt seine ganze Barschaft in Haus und Gebäulichkeiten, die er meist nicht nötig hat und die ihm nichts nützen. Dabei hat er Schulden und kein Geld, um sich eine geordnete Ausaat, von der er ja leben muß, zu ermöglichen. Nicht so mein kleiner Gutsbesitzer. Zur alljährlichen Ausaat hat er nur 5, 10, 15, höchstens 20—25 Dessjatinen Land, aber diese nennt er sein eigen; sie sind nicht besteuert; sie werden gut gedüngt, reichlich bewässert, vorzüglich gepflegt. Seinen Dünger gewinnt er meist selber oder bezieht ihn aus dem nahen Städtchen. Er hat einen reichhaltigen Brunnen, etliche Cisternen, dazu eine Wasserspritzmaschine, mit der er sein Land begießt. Beim Pflügen und Eggen, zur Berrichtung seiner Feld- und Gartenarbeiten hat er 1—2 Lastpferde oder 1—2 Paar Ochsen, gewöhnlich aber etliche zugstarke Kühe, die ihm arbeiten, die er melkt, so wie man dies heute im Auslande tut. Mehr Vieh hat er nicht, und er füttert es mit Gras oder Klee, was alles er sich nach Notdurst selber pflanzt. Er hat sein wohlbestelltes Obst- und Gemüsegärtchen. Er hat seine eigene Pflanz-, Dresch- und Abmachmaschine. Er braucht nur einen Pflug. Er arbeitet allein mit seiner kleinen Familie. Verheiratete Söhne hält er sich nicht oder nur einen. Einen Knecht hat er nur in der Arbeitszeit, beim Ackern, Ernten und Dreschen. Seine kleine Wirtschaft ist wohlbestellt. Er lebt, ißt und trinkt gut mit seinen Hausgenossen. Er und seine Angehörigen kleiden sich einfach, aber anständig. Er hat niedere Bildung, und seine Manieren sind die eines wohlgezogenen Mannes. Seine Kinder besuchen die nahe 4-klassige Elementarschule. Er lebt auf seinem kleinen Gütchen unabhängig, frei, froh, zufrieden und glücklich. . . . War das nicht zum Verwundern? War das nicht zum Ergötzen? —

Mein Traum war gewiß verlockend schön. Ich schlief dabei gut, als hätte ich eine gute Portion Schlafpulver verschluckt gehabt.

Am andern Morgen, als mein zufälliger Reisegefährte sich verabschiedete und ausstieg, erzählte ich ihm in gedrängten Worten

meinen Traum. Er lächelte und sagte, indem sein ausdrucksvolles blaues Auge mit freundlichem Wohlwollen auf mir ruhte:

„Männer, wie Sie, sollten wir auf dem Lande mehr haben. . . . Se. Excellenz Bischof Reßler hat auf seiner Firmungsreise durch die Dörfer der Wolgaer Wiesenseite die wirtschaftlichen Mißverhältnisse unserer Bauern in einer markigen Rede am 1. Mai ganz besonders betont und angegriffen. Ich hoffe mit viel Zuversicht, daß denn doch endlich eine günstige Wendung der Sachlage eintreten wird, daß unsere Leute sich denn doch noch so viel christlichen Sinn bewahrt haben werden, die wahrhaft goldenen Worte ihres Oberhirten nicht leichtsinnig in den Wind zu schlagen, sondern sie tief mit eisernem Griffel ins Herz einzugraben. Wir Wolgaer haben uns gründlich in eine Patzche hineingeritten, die uns noch viel zu schaffen machen wird. . . . Ihr Traum ist ausgezeichnet. Gebe Gott, daß er sich wenigstens nach einem Jahrhundert erfüllen möge. . . . Adieu! Auf ein baldiges Wiedersehen!“

Er stieg aus, und ich kehrte in meine Kajüte zurück.

Der Aufstand in Odessa.

In der vorigen Nummer berichteten wir unsern Lesern kurz über die in Odessa stattgehabten Ausschreitungen, welche durch eine amtliche Mitterlung im „Braw. Westn.“ eingehend geschildert werden. Danach hat die Gärung unter den Arbeitern in Odessa und anderen Orten des Kreises am 12. Juni zu einer Versammlung der Delegierten der Arbeiter geführt, auf welcher der allgemeine Ausstand beraten wurde. Da auf dieser Versammlung das Odessaer Komitee der sozialistisch-revolutionären Partei zugegen war, veranlaßte die Polizei die Verhaftung der Versammelten. Am 13. und am 14. erfolgten weitere Verhaftungen; unter anderen wurde der Sozialist und Revolutionär Margulis verhaftet, bei dem 14 Revolver und Patronen gefunden wurden. Am Abend des 14. warf der der Polizei bekannte Mordsa Zypkin in dem Moment, als er verhaftet werden sollte, eine Bombe gegen einen Polizisten; Zypkin und der Polizist wurden durch die Bombe getötet. Die wegen der Verhaftungen unzufriedenen Arbeiter nahmen eine drohende Haltung gegen die Polizei ein, die wiederholt mit Steinwürfen angegriffen wurde. Am 13. kam es an verschiedenen Stellen der Stadt zu Ausschreitungen der Menge. Zugleich mit der Gärung unter der Stadtbevölkerung machte sich in den Dörfern des Odessaer Kreises eine Agrarbewegung fühlbar, doch kam es nicht zu Gewalttaten gegenüber den Gutsbesitzern. Diese Bewegung wird in Odessa wie im Kreise durch auswärtigen Einfluß genährt.

Zur Steigerung der Gärung unter den Arbeitern in Odessa, welche am 15. Juni in offenen Aufstand überging, der von Mord, Raub und Brandstiftung begleitet war, trug folgender Vorfall bei, der, wiewohl er nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den oben erwähnten Ausschreitungen steht, ein tief bedauerliches, schimpfliches und in der Chronik der russischen Flotte beispiellos dastehendes Ereignis ist. Am 15. Juni um 4 Uhr morgens traf aus der Tendrowski-Bucht das Panzerschiff „Anjas Potemkin“ ein. Eine Schaluppe stieß vom Schiffe ab und brachte die Leiche eines Matrosen an den Molo. An der Brust der Leiche war ein Zettel mit der Aufschrift, daß der Matrose Omeltshuk schuldlos von einem Offizier getötet sei, weil er Unzufriedenheit wegen der Verpflegung geäußert habe. Ferner war auf dem Zettel angezeigt, daß die Mannschaft die Offiziere getötet habe und daß jeder Versuch, die Leiche fortzuschaffen oder dem Schiffe zu nahen, von der Mannschaft des „Anjas Potemkin“ mit einer Beschießung der Stadt beantwortet werden würde. An der Leiche jenes Matrosen hielten Agitatoren vor einer tausendköpfigen Menge Brandreden, in welchen die Menge aufgefordert wurde, den vorliegenden Fall auszunutzen zur Erreichung der revolutionären Ziele. Als zur Prüfung der Aussagen der Matrosen vom „Anjas Potemkin“ eine Schaluppe mit der Hafenbrigade und dem Gehilfen des Procureurs an das Schiff herankam, zwangen die Matrosen unter Drohungen und Schimpfreden die Schaluppe zur Rückkehr. Auf Grund der Aussagen eines der am Leben gebliebenen Offiziere und eines Matrosen, der nachts vom Schiff ans Ufer geschwommen war, stellen sich die Vorgänge auf dem Schiff folgendermaßen dar: „Das Panzerschiff hatte am 12. Juni Sewastopol unter dem Kommando des

Kapitän 1. Ranges Golikow verlassen, um in der Tendrowski-Bucht zusammen mit dem Torpedoboot Nr. 267, das unter dem Kommando des Leutnants Glodt von Kirgenschburg stand, Schießübungen vorzunehmen. Am 14. Juni wies die Mannschaft die Koft (Vorsicht) zurück, vorgeblich weil das Fleisch, welches aus Odessa gebracht war, nichts taue. Auf Befehl des Kommandeurs wurde die Mannschaft auf den Schanzen versammelt, wo der Kapitän 2. Ranges Giljarowski Befehl gab, daß diejenigen, welche die Koft nicht zurückweisen, d. h. an dem in so scharfer Form geäußerten Protest nicht teilnehmen, vor die Front treten. Als die Mehrzahl der Matrosen vor die Front trat, begann der Offizier die Namen der Unzufriedenen anzuschreiben. Diesen Moment benutzten die letzteren, um die Gewehre aus den Pyramiden zu nehmen und mit Patronen, die sie bereit hatten, zu laden. Dem der Wache erteilten Befehl des Offiziers, auf die Meuterer zu schießen, wurde nicht Folge geleistet, da griff der Offizier nach dem Gewehr der nächsten Wache, schob zwei oder dreimal auf einen der Matrosen und verwundete ihn tödlich. Darauf gaben die meuterischen Matrosen Salvenfeuer gegen die Offiziere, die sie einzeln auf dem Schiffe aufsuchten. So wurde auch der Kommandeur des Schiffes ermordet. Einige Offiziere sprangen ins Wasser, doch auch hier ereilte sie der Tod, da, wie Augenzeugen berichten, sogar aus den 47mm-Kanonen geschossen wurde. Gewaltigen Todes sind außerdem gestorben der Oberoffizier Giljarowski, die Leutnants Neupofjew und Dun, Midshipman Grigorjew 4, Fähnrich Livenzow, der Arzt Smirnow und zirka 30 Mann der Besatzung. Den übrigen Matrosen, darunter auch der Mannschaft des Torpedoboots, welches vom Panzerschiff aus mit Gewehrsalven und dem Feuer der kleinen Geschütze angegriffen wurde, waren durch die Meuterer Schrecken eingeblüht worden, welche die am Leben gebliebenen Offiziere verhaftet hatten. Auf dem Panzerschiff wurde ein Komitee gebildet, das aus 20 Untermilitärs bestand und das Kommando übernahm. Dies Komitee beschloß, nach Odessa zu gehen, wo das Schiff dann am 14. abends eintraf.

Am 16. Juni kam das Hafenschiff „Wjecha“ auf die Reede von Odessa. Auf ein Signal des „Kijas Potemkin“, hinter ihm vor Anker zu gehen, warf er Anker. Der Kommandeur der „Wjecha“, der von dem Vorgefallenen nichts ahnte, begab sich an Bord des „Kijas Potemkin“ zum Rapport. Sowie er das Schiff betreten hatte, wurde er entwaffnet und mit den anderen Offizieren seines Schiffes gewaltsam ans Ufer gebracht. In Odessa hatte „Kijas Potemkin“ zwei Kohlenschiffe, die Privaten gehörten, genommen und die Kohle unter Beistand von 300 Hafenarbeitern verladen. Zu gleicher Zeit erzwang die meuterische Mannschaft die Einstellung aller Hafenarbeiten.

Der Hafen war in der Gewalt des Pöbels, der alles zu plündern anfing, die Backhäuser, privaten Niederlagen, Hafengebäude, Dampfer, Waren ins Meer warf, Fässer zertrümmerte und sich an den ausschließenden Spirituosen betrank. Mit Eintritt der Dunkelheit begannen die Brandstiftungen, die bald schreckenerregende Umjänge annahmen. Fast das ganze Hafenterritorium brannte aus, da die Menge die Feuerwehr am Löchen hinderte. Ferner sind 20 Waggons, zwei Dampfer der „Kossiskoje Obschtschestwo“, ein Dampfer der Russischen Gesellschaft und drei Privatdampfer verbrannt. Die Eisenbahnpackhäuser wurden nach Zertrümmerung der Fenster sämtlich ausgeraubt. Alles, was sich in den Backhäusern und Niederlagen befand, wurde fortgeschleppt. In den Flammen sind viele Plünderer, die sich bis zur Sinnlosigkeit betrunken hatten, umgekommen. In dieser Verwirrung suchten Hezer die völlig unzurechnungsfähige Menge gegen Militär und Polizei aufzureizen. Mehrfach wurden während der Nacht Revolvergeschüsse abgegeben. Der Pöbel griff die Truppen wiederholt an, stob aber nach jeder Salve auseinander. Durch ein Explosivgeschob wurden sechs Untermilitärs verwundet, einer getötet. Die Zahl der verwundeten und getöteten Tumultuanten steht noch nicht fest, übersteigt aber jedenfalls zwei tausend. Am folgenden Tage, 16. Juni, wurde auf Allerhöchsten Befehl das Standrecht über Stadt und Kreis Odessa verhängt. Truppen, die aus dem Lager requiriert worden waren, umzingelten die Stadt von allen Seiten, und die Tumulte nahmen ein Ende. Der vom Pöbel angerichtete Schaden geht in die Millionen. Die Vertreter der fremden Mächte blieben unbehelligt, da auf Be-

fehl des Militärbezirksschefs jedes der 18 Konsulate eine besondere Militärwache erhalten hatte.

Um 7 Uhr abends des 16. Juni ging der Panzer „Kijas Potemkin Tawritscheski“, nachdem 9 von den durch die Mannschaft verhafteten Offizieren an Land gesetzt worden, eine halbe Meile westlich von seinem bisherigen Standort und gab drei blinde Schüsse (wie sie die Vorschrift als Salut bei Matrosenbeerdigungen fordert) sowie zwei scharfe Schüsse ab, durch welche das Dach und ein Teil der Mauer eines Hauses an der Njeshinskaja Straße zerstört, jedoch keine Menschen verletzt wurden.

Am nächsten Tage, 17. Juni, um 7 Uhr morgens erschien das Schwarzmeergeschwader unter der Flagge des älteren Flaggmanns Vizeadmirals Wischnewezi im Bestande von 4 Geschwaderpanzerschiffen und 5 Geschwaderpedobooten vor Odessa und hielt in Schlachtreihe Kurs auf den Djeffaer Molo, während das Panzerschiff „Kijas Potemkin“ vollständig klar zum Gefecht dem Geschwader entgegendampfte. Als der „Kijas Potemkin“, die Frontlinie des Geschwaders durchschneidend, in die Nähe des „Georgi Pobjedonosjez“ kam, wurde auf letzterem Schiff dem „Potemkin“ eine Ovation bereitet, und als das Geschwader gleich darauf auf Signal des Admirals kehrt machte, stürmte die Mannschaft des „Georgi“ die Kommandobrücke und gestattete dem Schiff nicht, mitzufahren. Der Kommandant und alle Offiziere des Panzerschiffes wurden mit Ausnahme des Leutnants Grikowkow, der sich erschoss, entwaffnet und mit einer Barkasse an Land gesetzt. Dabei bemerkte man auf dem Deck des „Potemkin“ etwa 30 Personen in Zivil. Noch während der Unterhandlungen der Offiziere mit der meuterischen Mannschaft hatte nämlich das Torpedoboot Nr. 267 eine Anzahl jüdischer Studenten und Untermilitärs vom „Potemkin“ an Bord des „Georgi Pobjedonosjez“ gebracht. Diese Personen bemächtigten sich des Kommandos und gaben den Rat, die Offiziere über Bord zu werfen, worauf die Mannschaft jedoch nicht einging. Auf Vorschlag der an Bord gekommenen Revolutionäre wurde alsdann eine Kommission von 20 Mann zur Leitung des Schiffes gebildet und zum Kommandanten der Bootsmann ernannt, anscheinend gegen seinen Willen. Unter der Mannschaft des „Georgi Pobjedonosjez“ brach aber Uneinigkeit aus, und nur unter dem Einfluß der eingetroffenen Aufwiegler bestand ein Teil der Matrosen darauf, dem „Kijas Potemkin“ zu folgen. Bei der Ankunft der beiden Panzerschiffe auf der Djeffaer Reede drohte der letztere sogar, den „Georgi Pobjedonosjez“ mit schweren Geschützen in Grund zu schießen, falls er den Versuch machen sollte, nach Sewastopol abzdampfen und sich dem Geschwader anzuschließen. Schließlich gewann aber der Teil der Mannschaft des „Georgi Pobjedonosjez“, der dem Einfluß der Revolutionäre nicht unterlegen war, die Oberhand, und als am 18. Juni 4 Uhr nachmittags beide Schiffe die Anker lichteten, lief das letztere von den beiden genannten Panzerschiffen mit Volldampf in den Djeffaer Hafen ein. Die an Bord befindlichen Zivilisten bestiegen eine Schaluppe und fuhren zum „Kijas Potemkin“, welcher mit ihnen in See stach und westlichen Kurs nahm. Die Mannschaft des „Georgi Pobjedonosjez“ aber sandte an den Chef des Djeffaer Marinebezirks sofort den Bootsmann mit mehreren Matrosen, um ihre Unterwerfung zu erklären und die Rückkehr der Offiziere an Bord des Schiffes zu erbitten. Der vom Bezirksschef abkommandierte General Karangosow wurde von der Mannschaft mit allen Honneurs empfangen, und am 19. Juni hatte General der Kavallerie Koschanow das Glück, Sr. Majestät dem Kaiser alleruntertänigst zu melden, daß die Mannschaft des „Georgi Pobjedonosjez“ das Geschehene bereue und der Gnade des Monarchen vertraue. Dabei lieferte die Mannschaft die 67 Hauptschuldigen aus und leistete mit Tränen der Reue aufs neue den Eid der Treue. Hierauf übernahmen der Kommandant und die Offiziere des „Georgi Pobjedonosjez“ wieder ihre Obliegenheiten.

An den Verweser des Marineministeriums hat der ältere Flaggmann der Schwarzmeerflotte Vizeadmiral Krieger unter dem 20. Juni folgendes Telegramm gesandt: „Auf dem Transportschiff „Prut“, brach, nachdem es Tendra verlassen hatte, eine Meuterei aus. Die Mannschaft nahm den Kommandanten und die Offiziere fest und tötete den Leutnant Nestezow und den Bootsmann Koslitin. Der „Prut“ traf in Sewastopol ein, die Mannschaft zeigte Reue, ließ den Kommandanten und die Offiziere frei und bat sie, wieder den Befehl zu übernehmen. Ich habe dem „Prut“ Befehl

erteilt, in die Kamyschewaja-Bucht zu gehen, wo eine Untersuchung vorgenommen werden wird.“

— Der „Krija Potemkin-Tawritscheski“ gehört zu den Panzerkreuzern erster Klasse und lief im Jahre 1899 vom Stapel. Seine Wasserverdrängung beträgt 12500 Tonnen. Die Länge des Schiffes beträgt 113, die Breite 22,3 Meter, Geschwindigkeit 18 Knoten, die Maschinenleistung 10000 indizierte Pferdekkräfte. Das Schiff hat einen Deck- und Gürtelpanzer; die Armierung besteht aus vier 30,5-Zentimeter- und acht 15-Zentimeter-, vier 12-Zentimeter- und zehn 4,7-Zentimeter-Schnellfeuerkanonen, vierzig 3,7-Zentimeter-Maschinengewehre und sechs Torpedorohren. Der Panzer kreuzt auf hoher See, von Zeit zu Zeit die Häfen des Schwarzen Meeres aufsuchend, um sich mit Proviant oder sonstigem Bedarf zu versehen.

Aus Bucharest wird berichtet, daß sich die Mannschaft des „Potemkin“, der am 27. Juni um 2 Uhr morgens in Konstantz eingelaufen, den rumänischen Behörden ergeben hat unter der Bedingung, daß sie nicht an Rußland ausgeliefert werde. Die Matrosen sind gruppenweise in verschiedene Ortschaften Rumäniens gebracht worden.

Vom Kriegsjchauplatz.

Am 24. Juni, 9 Uhr morgens, näherte sich das japanische Geschwader dem Dorfe Tschigisan, das 25 Werst südöstlich vom Korjakowposten liegt, und gab Feuer auf das Ufer. Um 2 Uhr nachmittags ging das Geschwader nach Merej, zwischen Tschigisan und dem Korjakowposten, 15 Werst von letzterem entfernt. Unter Deckung des Feuers der Minenboote landeten die feindlichen Truppen von 15 Schiffen. Gegen 3 Uhr näherten sich dem Korjakowposten 15 Minenboote. Unsere Batterie eröffnete Feuer, die Minenboote erwiderten und beschossen die Batterie und den ganzen Korjakowposten, jedoch waren die Minenboote durch das wohlgeungene Feuer der Batterie bald genötigt, das Feuer einzustellen und zurückzudampfen. Der Chef der Abteilung befahl jedoch, die am Ufer aufgestellten Geschütze zu sprengen, steckte alle Regierungsgebäude in Brand und zog mit seiner Abteilung nach Norden ab.

In der Mandshurei machte sich zu gleicher Zeit ein Angriff der Japaner auf unsern rechten und linken Flügel bemerkbar. Doch nahm der Gegner nach einiger Zeit seine Stellungen wieder ein, desgleichen behaupten auch die Unfrigen ihre Position.

Als Bevollmächtigter zur Friedensverhandlung wurde russischerseits Graf Murawjew, der russische Gesandte in Rom und ehemalige Kriegsminister ernannt.

In dem japanischen Minister Baron Komura, der zu einem der Unterhändler in Washington ernannt worden ist, verkörpert sich die ganze Vorgeschichte des jetzigen Krieges. Denn er hatte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Verhandlung mit Petersburg geführt, die auf friedlichem Wege das Ziel der japanischen Staatskunst, Räumung der Mandshurei und Aufgabe aller die Selbständigkeit Koreas bedrohenden Pläne, erreichen sollten. So ist er wie kein Zweiter in alle Phasen der mandshurischen und koreanischen Frage eingeweiht und weiß, welche Beleuchtung sie von russischer wie von japanischer Seite erfahren hat. So kennt er aber auch ganz genau die Bedingungen, die Japan, um dem fernen Osten den Frieden zu sichern, stellte, und warum es diese Bedingungen stellte. Auch das ist nicht ohne Bedeutung, daß er in Washington Baron Rosen wiedersehen wird, denselben Vertreter Rußlands, mit dem er in Tokio die gleichen Fragen behandelt hatte, damals freilich, ohne mit ihm zu einem Ergebnis zu gelangen. Fügt man noch hinzu, daß der Boden, auf den die Verhandlungen nunmehr verpflanzt sind, Komura nicht unbekannt ist, da er Gesandter in Washington war, daß ihm ferner die Persönlichkeiten und Verhältnisse in Petersburg ebenso vertraut sind, da er den Mikado an der Nema vertreten hatte, und daß er zur Zeit der Boyerunruhen und des Chinafeldzuges als Gesandter in Peking einen Einblick in die Stellung der einzelnen Mächte zur ostasiatischen Frage überhaupt gewonnen hatte, so vermag man dem Urteil nur beizustimmen, daß das Inselreich für die kommende Friedensaktion keine bessere Wahl treffen konnte, als durch diese Berufung geschehen ist.

In dem Innern des Reiches dauern zurzeit die Wirren fort. Arbeiterausstände, Reservistenauflösungen, Brandstiftungen, Raub, Morde, Bombenattentate sind zu täglichen Erscheinungen geworden. Über mehrere Gouvernements und Ortschaften ist der Belagerungszustand verhängt. Eine Lage, die in der gegenwärtigen schweren Zeit doppelt hart empfunden wird.

K o r r e s p o n d e n z.

Kaschkaja, Kreis Nowoufensk. 20. Juni 1905. Die hiesige Korbflechterei des Nowoufensker Landamts hat im verflossenen Winter tüchtig gearbeitet. Außer der Hauptniederlage hat die Flechterei noch 6 Abteilungen, nämlich in: Nowoufensk, Nownoje, Der-gatschi, Perelopni, Krasnyj Kut und Pokrowsk. Diese Abteilungen wurden mit der nötigen Anzahl von Risten versehen, und außerdem blieben in der Hauptniederlage bis zum Frühling noch 2393 Stück zurück. Mit Eröffnung der Schifffahrt wurde die Ware auf die Marktplätze befördert und zwar: 800 nach Astrachan, 593 nach Zarizyn, 500 nach Rostow am Don, und 500 Stück beabsichtigt der Geschäftsführer nach Drenburg zu liefern. Die Frachtauslagen nach Rostow betragen 150 Rbl. Sowohl in Rostow wie auch in Taganrog haben sich einige Firmen als Käufer einschreiben lassen. Für nächsten Winter hat man bereits 10 Desj. Weiden auf den Wolgainseln (Kronsland) bei Belenki zu je 10 Rbl. gepachtet. Voraussichtlich werden sich infolge der Mißernte viele Arbeiter im Herbst anmelden.

Dolinskaja. 20. Juni 1905. Bei einem deutschen Gutsbesitzer unweit der Station Dolinskaja fand unlängst eine Hochzeit statt. Die Geladenen hatten sich zahlreich eingefunden. Nach der Trauung brachten die Gäste den Neuvermählten im Hochzeitshause ihre Glückwünsche dar. Der deutsche Hauslehrer in der Familie des Bräutigams erachtete es als seine Pflicht, in einer Rede seine innigsten Wünsche den Neuvermählten gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Er sprach von der alles ertragenden Liebe, die Mann und Frau verknüpft und ihnen bei trübem Ehevertratte Mut und Ausdauer verleiht. Eheliche Anschuld und Treue allein bewirken den innigen Anschluß zwischen Mann und Frau. Sie allein sind der sichere Hort, wenn einmal die Wogen des Lebensmeeres hochgehen. Er wünschte den Neuvermählten Gesundheit, Tatkraft, Liebe, gegenseitige Achtung, andauerndes, häusliches Glück und ließ sie hoch leben.

Der Redner erntete stürmischen Beifall. Einer der Hochzeitsgäste, und zwar ein naher Verwandte des Bräutigams, wollte auch Beifall verdienen. Am entgegengesetzten Ende des Tisches dem Redner gegenüber sitzend, nahm der Gast eine Apfelsine und warf sie so geschickt dem Redner ins Gesicht, daß er diesem die Brille auf der Nase zerschmetterte und dabei auch die Augen verwundete. Durch den Verlust der Brille kam der Herr Hauslehrer in eine unangenehme Lage, da er ohne das Vincenez der Kurzsichtigkeit halber nicht im stande war, seinen Tischnachbar zu erkennen. Der Täter lächelte dazu, doch die Gesellschaft klatschte ihm keinen Beifall, sondern gab ihm seine Grobheit zu verstehen. Darauf bot jener sich an, seine Grobheit mit 5 Rbl. zu entschädigen.

Die Empörten.

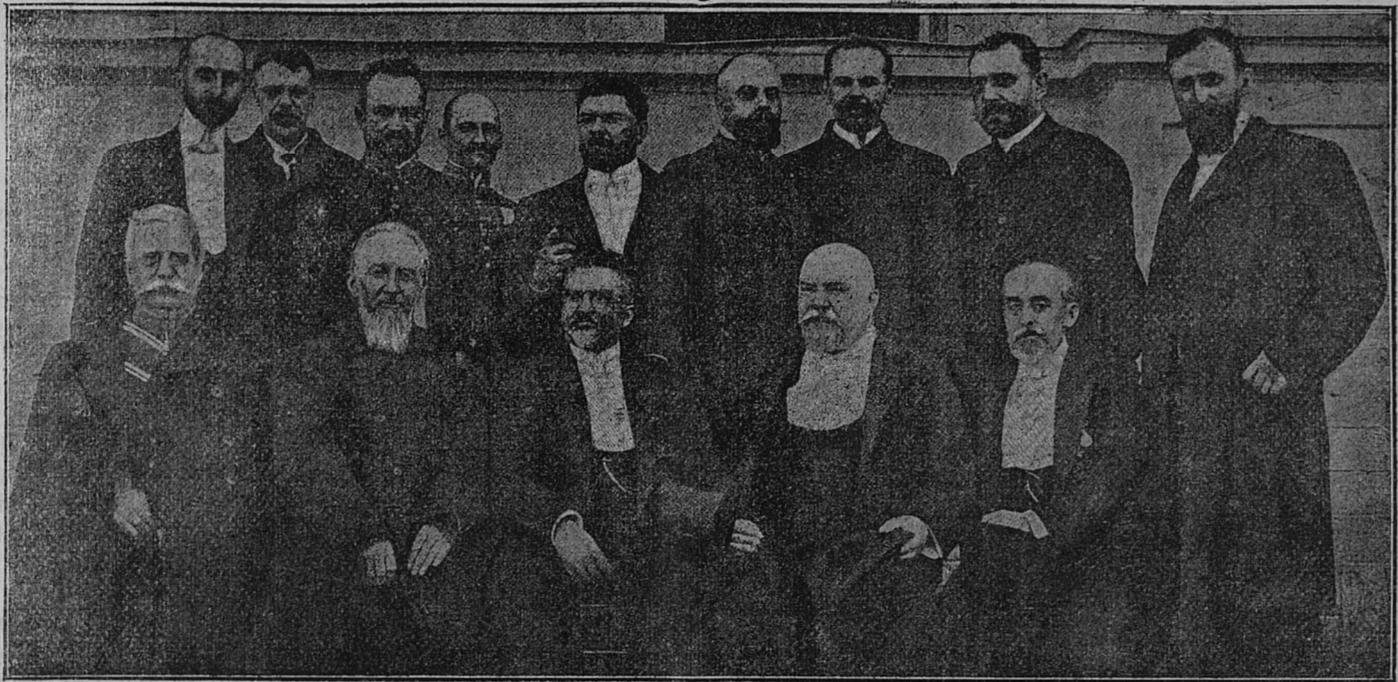
A u s W e l t u n d K i r c h e.

Saratow. Nach amtlichen Daten sind in Warschau bisher 1500 Orthodoxen zum Katholizismus übergetreten.

— Der Kriegsminister Generalleutnant Sacharow ist auf eigenes Ersuchen seines Postens enthoben worden. Der Chef der Kanzlei des Kriegsministers Generalleutnant A. F. Röddiger ist zum Kriegsminister ernannt worden.

Ein entsetzlicher Fall von Lynchjustiz

wird den „R. W.“ unter dem 18. Juni aus Kursk gemeldet: Am 17. Juni spielte sich auf der Station Kursk ein blutiges Drama ab, dessen Opfer ein Offizier und ein Soldat von einem nach Kiew durchreisenden Echelon Artilleristen wurden. Das 90 Mann starke Echelon befand sich auf der Fahrt von Nishny-Nowgorod nach Kiew unter dem Kommando eines Oberstleutnants und eines Leutnants. Nach dem zweiten Glockensignal hatten alle



Die Stadt- und Landschaftsvertreter, welche am 6. Juni d. J. von Sr. Kais. Majestät in Peterhof in Audienz empfangen wurden.

Oben: N. N. Gwow, F. J. Roditschew, Fürst Gwow, Golowin, N. N. Kowalewski, Fürst P. D. Dolgorukow, Fürst S. N. Trubetskoj, J. A. Nowosilzew, Fürst D. J. Schachowskoj.

Unten: Baron P. L. Korff, Graf P. A. Heyden, J. J. Petrunewitsch, M. P. Fedorow, A. N. Nikitin.

Untermilitärs mit Ausnahme von zwei betrunkenen Soldaten ihre Plätze in den Waggonen eingenommen. Die beiden Betrunkenen weigerten sich, weiter zu fahren, und mußten auf Befehl des Leutnants gebunden und mit Gewalt in den Waggon geschleppt werden. Dabei begann der eine Soldat den Offizier zu beschimpfen, worauf dieser den Säbel zog und den Soldaten mit einem Hieb kalt machte. Das in großer Menge versammelte Publikum (es fand gerade eine feierliche Prozession des örtlichen Heiligenbildes statt, dem eine Menge einfachen Volkes gefolgt war) geriet über diese blutige Szene in furchtbare Aufregung. In einer halben Stunde hatte sich auf der Plattform eine 3000 Köpfe zählende Menschenmenge versammelt, welche Miene machte, den Offizier zu lynchen. Dieser schloß sich in einen Waggon erster Klasse ein, welcher in einem Augenblick von der Menge umringt war. Der Lokomotivführer wollte den Zug abfahren lassen, doch wurde er daran gehindert, indem eine Masse Personen sich auf das Geleise legten. Die wütende Menge begann den Waggon mit Steinen zu bewerfen und die Fenster und Wände mit Eisenbahnschwellen einzuschlagen. Der Leutnant im Waggon verteidigte sich mit Revolverschüssen und verwundete drei Menschen, wodurch die Wut der Menge nur noch höher stieg. Schließlich wurde der Waggon mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Lösversuche verhinderte die Menge. Unter den Brandtrümmern fand man später den verkohlten Leichnam des Offiziers. Als das aus der Stadt herbeigeholte Militär eintraf, hatte sich die Menge bereits zerstreut. Die Frau des Leutnants, die ihn begleitete, wurde von der Menge während der grausigen Szene mit den Worten „Du bist unschuldig“ beiseite geschoben und mußte bewußtlos zur Stadt in die Wohnung des Garnisonchefs gebracht werden. Die furchtbare Szene auf dem kürzesten Bahnhof ereignete sich zwischen 2 und 7 Uhr nachmittags.

Straßenkämpfe.

Auf dem Umwege über London lassen sich, der „M. D. Z.“ zufolge, ausländische Blätter über Straßenkämpfe berichten, die sich Donnerstag, den 16. Juni, im Libauer Hafen zwischen Land- und Seetruppen abgepielt haben sollen. So enthält der „Berl. Lok.-Anz.“ ein vom 30. Juni n. St. datiertes Londoner Telegramm, wonach das Polizeidepartement in Petersburg folgende Darstellung von den Libauer Vorgängen gegeben hat:

„Gestern begann im Hafen von Libau eine bewaffnete Re-

volte. Sämtliche sechs Kompagnien Matrosen, die im Hafen stationiert sind, brachen in Meuterei aus. Sie eroberten eine Anzahl mit Waffen und Munition gefüllter Häuser und erklärten ihre Absicht, die revolutionäre Partei mit Waffengewalt zu unterstützen. Das Landmilitär wurde aufgeboten, und es fand eine Reihe von Kämpfen statt. Überall hörte man Salvenfeuer. Schließlich zerstreute das Militär die Meuterer, doch entkamen sie mit den eroberten Waffen samt der Munition. Die Lage ist drohend. Die Polizei ist der Ansicht, daß die Meutereien in Odessa und Libau gemeinschaftlich mit der revolutionären Organisation im Lande vorbereitet worden sind.

In den Vorgängen in Lodz.

Ein Stimmungsbild von der Straße in Lodz am 10. Juni entwirft die „Lodz. Ztg.“:

Seltzam beklemmende Stille! Die Petrikauerstraße wie ausgestorben! Kein knirschendes Droschengeräusch! Kein Straßenbahngeltingel!

Auch kein Lüftchen regt sich. Ruhig, lautlos träumt der sonnengedämpfte Sommertag.

Vom Trottoir hallen plötzlich die Tritte eines eiligen Fußgängers herüber. Es ist so still, daß die Luft den Widerhall der Tritte wie ein leises Echo weiterzutragen dünkt. Ängstlich eilt der Fußgänger weiter. Das Gefühl der Unsicherheit hat sich ihm mitgeteilt. Schen blickt er nach den Häuserfassaden, die unheimliche Ruhe schnürt ihm die Kehle, liegt ihm wie ein Alp auf der Brust.

Plötzlich stutzt er . . . vor ihm — auf dem Trottoir vor dem Goldfederischen Hause liegt ein Mann, langausgestreckt . . . ein Toter . . . Die Mütze ist vom Kopf geflogen, und das entblößte Haupt ruht auf dem harten, steinernen Rissen des Trottoirs. Aber ein Schuß hat ihn niedergeknallt und der Mann schläft sanft, himmelsfriedlich. . .

Ein Tropfen, der am Totosblatte zittert, so ist das flücht'ge Leben schnell verwittert. . .

Nicht lange dauert es, bis man den Toten holt . . . Wieder knallt ein Schuß . . . Er muß in einer nahen Nachbarschaft gefallen sein . . . Diese Schüsse erschüttern nicht durch die Stärke des Knalls, aber sie reißen im Hörer grausige Vorstellungen wach, rauben Frauen und Kindern die Ruhe zum Schlafen und machen die Herzen im Innersten erbeben. . .

Dann und wann tauchen patrouillierende, streichende Kosaken auf. Sie sitzen zu Pferde — den Flintenkolben auf den Schenkel gestützt und den Flintenlauf schußbereit schräg empor gerichtet . . . Dabei streift das scharfe Schützenauge an den Häusern entlang bis zu den obersten Stagen . . . Es ist verboten, in den geöffneten Fenstern zu liegen. Aber hinter den Glascheiben und auf den Veranden, da stehen die Hausinsassen, oft dichtgedrängt, um Bilder des fast geräuschlosen Straßenlebens zu erschaffen. Unten in den Toreinfahrten stehen Gruppen hinter den verriegelten Gittertüren.

Plötzlich macht ein Kosak Halt und eine halbe Schwentung — er legt an . . . zielt . . . aber er drückt nicht ab. Nicht die Kugel, aber einen Schreck hat er der Neugierde eingejagt.

Ein Schuß wird nach dem Balkon eines Hauses an der Petrikauerstraße gerichtet, an dem ein Zahnarzt-Schild hängt. Entsetzt, verwirrt stürzen die Herrschaften von dem Balkon. Aber der Schuß ist an der Ballustrade abgeprallt. In dem schräg gegenüber gelegenen Hause Nr. 88 tritt der Kaufmann Schestakowski aus dem Tore. Er will einen Blick über die Straße werfen. Man warnt ihn, hinauszublicken. Ein Schuß fällt — Schestakowski sinkt, in den Kopf getroffen, tot nieder . . .

Eine Szene aus der Nawrotstraße . . . Eine junge Dame in stattlicher Kleidung mit weißer Bluse rennt dahin. Das erschrockene Geschöpf ahnt, daß es gefährlich ist, im Augenblick über die Straße zu gehen. Ein Schuß ertönt! Die Angst lähmt ihr die Glieder. Ein Mann faßt sie an, um sie in den schützenden Torweg zu ziehen. Dort wartet das Mädchen in tieferregter Spannung. Auf polnisch bemerkt sie dann: „Ich will sehen, ob sie noch schießen . . .“ In dem Augenblicke beugt sie sich nach der Straße vor. Wieder knallt es . . . das Mädchen ist getroffen. Der Sprache beraubt, wankt sie noch ein paar Schritte — dann sinkt sie und stirbt . . . „Was trozt die Jugend auf der Wangen Rot? Ihr wie dem Alter naht einmal der Tod; nach seinen Rätselfeln darfst Du nimmer fragen, der Schleier wird Dir nicht zurückgeschlagen; sein mächtig Tor hat viele aufgenommen, doch keiner ist von dort zurückgekommen . . .“

Man schaffte die Mädchenleiche mit dem friedvollen Gesichtsausdruck auf den Hof des Hauses Nr. 32, wo sie in der Nachtstunde abgeholt wurde . . . Das Mädchen trug Nährarbeitszeug bei sich. Der Mann, welcher sie in den Torweg zog, rannte, durch das Erlebnis seelisch erschüttert, wie ein Wahnsinniger auf und ab . . .

Derselbe todbringende Schuß traf einen Struß, ging ihm durch den Mund und setzte ihm schnurstracks die Zähne fort . . .

Am Abend . . . Nur einzelne Straßenlaternen brennen in der Petrikauerstraße. Hunderte verfielen unter klirrendem Geräusch der Zerstörungswut. Je näher die Nacht kommt, desto häufiger hört man aus entlegenen Straßen Schüsse fallen. Dann und wann hört man Militärtruppen durch die Straßen ziehen. Und dann wieder die seltsame beklemmende Stille. Und darüber die träumerische, friedenanmende märchenhafte Sommernacht . . . Und die Gedanken weilen bei denen, die gestern noch lebten, hasteten im Daseinskampf des Alltags und die jetzt dort weilen, wo es keine Zwietracht, kein Mißverständnis, keine Auflehnung gibt, dort, wo alles Menschenleid reif eingerntet liegt in den Höhen der Ewigkeit . . .

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. *)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann s. v.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

In Aix hatte man inzwischen den Abbé Montmoulin beinahe vergessen. Drei Jahre sind eine lange Frist in unserer raschlebigen Zeit, in welcher sich die Ereignisse drängen. Nicht einmal die antiklerikalen Blätter redeten mehr von dem Skandal von Ste-Victoire.

*) Verlag der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hochw. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

Es war ein stürmischer Februarabend des Jahres 1891. Der Rechtsanwalt Meunier arbeitete noch beim Lampenlicht in seinem Bureau an einem schwierigen Wasserrechtsprozeß, den er nach wenigen Tagen vor Gericht führen sollte. Mit einem Blicke nach den Fenstern, an welche der Wind Schnee und Regen trieb, wollte er eben seine Mappe schließen und Feierabend machen, als der Diener eintrat und einen Fremden in dringenden Geschäften meldete.

„Um diese Stunde und bei diesem Wetter ein Fremder!“ sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Wie ist sein Name?“

„Er wollte sich mir nicht nennen,“ antwortete der Diener. „Herr, wenn ich raten dürfte, so würde ich bitten, lassen Sie den Menschen nicht ein. Er ist zwar ordentlich gekleidet, aber hat in seinem Wesen etwas Wildes, Unruhiges.“

Herr Meunier nahm eine Prise und überlegte einen Augenblick. Dann entschloß er sich, den Fremden doch vorzulassen. „Aber bleiben Sie in der Nähe, Jean,“ sagte er und stellte sich an den Kamin, mit dem Rücken vor das flackernde Holzfeuer.

Der Fremde trat ein und näherte sich in sichtbarer Aufregung dem Rechtsgelehrten. Kaum sah dieser im Lichte des Kaminsfeuers das Gesicht des Eintretenden, so zuckte er unwillkürlich zusammen.

„Sie sind der Rechtsanwalt, welcher vor drei Jahren den Pfarrer von Ste-Victoire vor Gericht verteidigte?“ fragte der Fremde, unruhig seinen grauen Filzhut in den Händen drehend.

„Zu dienen! Und Sie glaube ich kennen zu müssen, obschon ich Sie meines Wissens niemals von Angesicht gesehen habe,“ antwortete Meunier.

„Ganz recht. Die Säbelnarbe quer über mein Gesicht macht mich leicht kenntlich. Ja, ich bin der Küster Loser, dem Sie damals umsonst nachgespürt haben!“

Der Rechtsanwalt sagte anfangs keine Silbe. Er sah es dem bleichen, in heftigem Seelenkampf arbeitenden Gesichte des Mannes an, daß derselbe des Willens war, ein Geständnis abzulegen. Man hörte einige Augenblicke nichts als das Knistern des Feuers, das Ticken der Standuhr und das Prasseln des Regens wider die Fenster. „Herr Loser,“ sagte endlich der Rechtsanwalt ernst, „Sie wollen mir etwas sagen?“

„Ja. Darum bin ich den weiten Weg von Balparaiso in Südamerika herübergekommen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, will es mir nicht über die Lippen.“ Er stockte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Der Pfarrer ist unschuldig: — ich hab' es getan!“

Die furchtbare Anstrengung, die dem Manne dieses Geständnis gekostet, löste sich in einem krampfhaften Weinen. Herr Meunier schob ihm einen Stuhl hin, auf dem sich Loser ganz vernichtet setzte; es dauerte lange bis der Fremde sich soweit erholt, daß der Rechtsanwalt mit ihm reden konnte.

„Und von Südamerika sind Sie herübergekommen, um dieses Geständnis abzulegen?“ fragte endlich Herr Meunier, dem Zweifel über den Geisteszustand seines Besuchers ausliegen. „Was hat Sie dazu bewogen?“

„Genugtuung, Sühne will ich leisten,“ stöhnte der Mann. „Es läßt mir keine Ruhe!“

Der Rechtsanwalt dachte an das schreckliche Loß, das er von dem unschuldigen Priester und dessen Familie nicht hatte abwenden können, weil es ihm nicht gelungen war, den Mann aufzuspüren, der jetzt vor ihm saß und der, so schien es ihm, alles getan hatte, um den Verdacht der blutigen Tat auf den Schuldlosen zu lenken, und Unwille erfüllte sein Herz. Andererseits erregte der Anblick des von Gewissensbissen übermanneten Verbrechers, welcher sich zur Sühne bereit erklärte, sein aufrichtiges Mitleid. Diese beiden Gefühle kämpften in seinem Innern. Endlich sagte er nicht bitter, aber doch vorwurfsvoll: „Sie kommen leider spät mit Ihrer Selbstanlage. Wie wollen Sie jetzt genugtun für den Jammer, den Sie über den armen Abbé Montmoulin und dessen greise Mutter gebracht haben?“

Loser sprang auf und rang die Hände. „Mein Gott!“ rief er, „das sage ich mir ja selbst Tag und Nacht! Haben Sie Erbarmen mit mir! Genugtuung werde ich freilich nicht können, aber doch Sühne leisten, indem ich mein Haupt unter das Fallbeil lege!“

Das Mitleid siegte im Herzen des Rechtsanwalts. Er reichte Loser die Hand und sagte: „Verzeihen Sie. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Übrigens können Sie doch in der Hauptsache noch Genugthuung leisten. Glücklicherweise ist ja Abbé Montmoulin nicht hingerichtet worden. Soviel ich weiß, lebt er noch in Neu-Caledonien. Auch seine Mutter und Schwester sind noch am Leben. Und das Argerniß, das sich an den Namen des guten Pfarrers von Ste-Victoire geknüpft hat, kann durch Ihr Geständnis jedenfalls gutgemacht werden. Hätten Sie sich doch nur früher, als der Prozeß gegen den Unschuldigen geführt wurde, zu dieser edeln Tat aufraffen können!“

„Nicht im entferntesten dachte ich daran, daß der Verdacht eines Mordes auf Abbé Montmoulin fallen könnte, als ich das Schiff bestieg, welches mich nach Buenos Aires brachte, während hier die Untersuchung geführt wurde,“ sagte Loser. „Zudem glaubte ich damals ganz sicher, der Priester würde in diesem Falle wenigstens ausfagen, er habe mich gesehen oder ich hätte bei ihm gebeichtet; ja, ich hielt es für ganz wahrscheinlich, daß er sich einem Beichtkinde gegenüber, welches sich inzwischen durch die Flucht in Sicherheit gebracht hatte, zum Beichtgeheimnisse überhaupt nicht für verpflichtet hielt. Meinte ich doch, was die Geistlichen vom Beichtgeheimnisse predigten, sei eitel Gesfunker und die Beicht selbst nur von den Priestern erfunden, um irdischen Nutzen daraus zu ziehen, wie ich in schlechten Schriften und Zeitungen gelesen hatte. So dachte ich damals und schalt mich einen Toren, daß ich in der ersten Angst und Aufregung nach meiner unseligen Tat gebeichtet hatte.“

„Also doch, wie der Herr Regens und ich vermuteten.“ rief der Rechtsanwalt. „Abbé Montmoulin wurde verurteilt als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“

„Als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“ wiederholte schmerzlich bewegt Loser. „Und das hat mich auch zur Bekehrung und zum Entschlusse gebracht, nach Möglichkeit Genugthuung und Sühne zu leisten. Hören Sie!“ Und nun erzählte Loser, wie er damals nach Buenos Aires entkommen war. Bei der Landung habe er gefürchtet, an seiner Narbe erkannt und verhaftet zu werden; denn er habe damals als ziemlich sicher angenommen, Abbé Montmoulin werde ihn mittelbar oder unmittelbar der Polizei als Mörder verraten haben. Zu seiner Bewunderung sei ihm aber nichts geschehen, und er habe sich sofort einer Gesellschaft von Italienern angeschlossen, welche den Weg durch die Pampas nach den Silberbergwerken von Potosi in Bolivia einschlugen. Durch fabelhaftes Glück habe sich sein Geld verzehnfacht, ohne ihm Ruhe und Zufriedenheit zu bringen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen habe er endlich die Anden überstiegen und sich voriges Jahr in der Nähe von Valparaiso in Chile eine Hazienda gekauft, da er geglaubt habe, über seine Tat, von welcher er nie mehr etwas gehört hatte, sei längst Gras gewachsen, und er dürfe unter verändertem Namen nun endlich ruhig seinen Raub genießen. Er hatte sich getäuscht: der Mord ließ ihm keine Ruhe. Er fand keine Freude an dem schönen, herrlich gelegenen Landgut mit dem Blicke auf die zauberhafte Bucht von Valparaiso und die eisgekrönten Gipfel der Anden; die edeln Rasse, die er auf seinen Weideplätzen züchtete, machten ihm keine Freude; das viele Geld, das ihm sein Verwalter vorzählte, und die reichen Zinsen, die ihm die Summen einbrachten, welche in den Salpetergruben von Tarapaca angelegt waren — nichts machte ihm Freude. Um die innere Unruhe, wie er meinte, zu beschwichtigen, kam er auf den Gedanken, sich Gewißheit über die Folgen seiner Tat zu verschaffen, indem er unter seinem angenommenen Namen an eine bekannte Südfrüchtehandlung in Aix schrieb, eine Kiste getrockneter Provencepflaumen bestellte und den Wunsch aussprach, man möge ihm die letzten drei Jahrgänge des „Provencalen“ gegen Berechnung mit in die Kiste legen. Er werde so zugleich mit den süßen Früchten seiner Heimat im fernen Chile manche liebe Erinnerung genießen können, — hatte er in seinem Briefe gesagt. Mit Freuden entsprach der Kaufmann dieser Bitte, in der Überzeugung, dem fernen Landsmanne einen doppelten Genuß zu verschaffen.

„Zwei Tage vor Weihnachten kam die Kiste aus Aix an,“ erzählte Loser. „Ich sperrte mich mit dem Stöße alter Zeitungen in meinem Zimmer ein, und nach kurzem Suchen hatte ich

das Datum des verhängnisvollen 20. Februar gefunden. In dem folgenden Blatte stand der erste Bericht des Mordes von Ste-Victoire und der Verhaftung des Pfarrers Montmoulin! Ich war wie vernichtet. Spaltenlange Aufsätze voll Hohn und Bosheit über den eifrigen Seelenhirten von Ste-Victoire folgten nun Blatt für Blatt. Die schwersten Verdachtsgründe gegen den Priester wurden angeführt, die Verhaftung seiner Mutter und Schwester mitgeteilt. Endlich fand ich die Hauptverhandlung — zwölf eng gedruckte Spalten —, zitternd suchte ich das Urteil; da stand es, und die Sinne wollten mir vergehen: Zum Tode verurteilt!

„Herr, Sie glauben nicht, wie mir diese Worte durch die Seele schnitten! Ich weiß nicht, wie lange ich im Zimmer hin und her lief, bis ich endlich die Ruhe so weit erlangt hatte, daß ich die Verhandlung lesen konnte. Es war Mitternacht, bevor ich zu Ende kam. Also in der Tat: Abbé Montmoulin hatte mit keiner Silbe angedeutet, was ich ihm gebeichtet, ja nicht einmal, daß ich ihm gebeichtet, oder auch nur, daß er mich gesehen hatte, und zwar weil er in zarter Gewissenhaftigkeit schon darin eine Verletzung seiner priesterlichen Pflicht zu begehen fürchtete! Ja nicht einmal den Verdacht der Tat hatte er in irgend einer Weise von sich auf mich abzulenken gesucht! Und er schwieg, obschon sein Schweigen für ihn Schmach und Tod, für seine Mutter das bitterste Leid und für Ungezählte das schwerste Argerniß bedeutete! Das alles stürmte auf mich ein — ich war wie zermalmt, als ich endlich die lange Verhandlung durchgelesen hatte. Ich weinte wie ein Kind.“

„Dann griff ich wieder zu den Zeitungen, um das Ende zu finden. Es folgten spaltenlange Artikel über den Prozeß, voll Hohn auf Sie, den Verteidiger, und auf Ihren mißglückten Versuch, den Priester durch den Hinweis auf das Beichtgeheimnis und auf den ganz ähnlichen Fall in Polen zu retten — und doch hatten Sie das Richtige vermutet! Es folgten Aufsätze, welche den Skandal von Ste-Victoire zu antiklerikalen Zwecken benutzten und welche die Kirche und ihre Diener mit Hohn und Spott bewarfen. Endlich fand ich in einem Blatte mit Fettschrift die Worte: ‚Begnadigung des Raubmörders von Ste-Victoire‘ und atmete ein wenig auf — aber die Begnadigung lautete nur auf Verbannung nach Neu-Caledonien. Die Beschreibung des Priesters, der die Soutane mit der Sträflingsjacke vertauschen mußte, und seine Abreise auf der ‚Durance‘ nach dem Orte der Verbannung bildeten das Ende meiner Lesung. Die Hähne krächten den Morgen an, als ich damit zu Ende kam.“

„Mein Entschluß stand fest. Aus den Zeitungen wählte ich das Blatt mit der Hauptverhandlung und mit der ‚Begnadigung‘ und steckte dieselben sorgfältig gefaltet in einem Umschlage in meine Brusttasche. Dann entnahm ich meinem Schranke 2000 Pesos in Gold, gab dem Verwalter, sobald derselbe aufgestanden war, meine Befehle und ritt nach dem Hause der Jesuiten von Valparaiso, dessen Oberer Französisch verstand. Kurz, ich bekannte ihm mein Verbrechen und bat ihn, mir behilflich zu sein, daselbe zu sühnen. Mit großer Liebe und Barmherzigkeit nahm er mich auf, half mir mein Gewissen erforschen und bereitete mich für eine Lebensbeicht vor. Sie dauerte lange, aber sie brachte mir als Frucht die Hoffnung, daß Gott mir verzeihen werde, und diese Hoffnung bestärkte mich noch mehr in dem Entschlusse, soviel als möglich meine entsetzlichen Verbrechen zu sühnen. Ich hatte natürlich dem Beichtvater versprechen müssen, alles aufzubieten, daß das ungerechte Urteil umgestoßen, dem Priester Freiheit und guter Name wiedergegeben, der Raub zurückerstattet, der Familie des Priesters der zugefügte Schaden ersetzt und das große Argerniß gutgemacht werde. Erst als ich mein Geständnis über den Mord von Ste-Victoire schriftlich aufgesetzt und meine eigenhändige Unterschrift von einem Notar hatte beglaubigen lassen, erteilte mir der Priester die Lossprechung. Das Weihnachtsfest verlebte ich im Hause der Väter. Dann suchte ich Gelegenheit, meine Hazienda zu verkaufen. Sobald das gelungen war, verfügte ich testamentarisch, für den Fall meines Todes, zu Gunsten der durch mein Verbrechen Geschädigten über mein Vermögen. Dann reiste ich ab, ohne einen Tag zu verlieren, wählte den Landweg nach Buenos

Aires und traf daselbst gerade rechtzeitig ein, um den Postdampfer nach Bordeaux zu erreichen. Gestern landeten wir, und soeben brachte mich der Schnellzug hierher; meine erste Frage war nach Ihrer Wohnung, Herr Rechtsanwalt; denn Ihren Namen habe ich mir als den des Verteidigers des unglücklichen Priesters wohl gemerkt. Und nun bin ich hier, um Genugtuung und Sühne zu leisten, soweit das noch möglich ist."

Mit steigendem Interesse war Herr Meunier der langen Erzählung Losers gefolgt. Als derselbe geendet hatte, reichte er ihm bewegt die Hand und sagte: „Was Sie auch gefehlt haben, ich muß Sie um dieses Schrittes willen achten. Ich betrachte Sie als meinen Klienten, und Ihr Geständnis ruht wohlverwahrt in meiner Brust. Es ist gut, daß Sie zuerst zu mir kamen. Gewiß soll nach Möglichkeit Genugtuung geleistet werden, aber auch nicht mehr, als nötig ist. Sie schütteln mit dem Kopfe. Hören Sie zuerst. Den Raub und die Entschädigung der Familie Montmoulin können Sie durch mich ersehen lassen; Sie haben einfach der Bank von Valparaiso die nötigen Anweisungen zu erteilen. Auch das Urteil kann rückgängig gemacht werden, so daß Abbé Montmoulin Freiheit und Ehre zurück erhält und das öffentliche Argernis gehoben wird, ohne daß Sie sich persönlich dem Gerichte stellen. Sie haben einfach ein schriftliches Geständnis Ihrer Tat, das ich aufsetzen werde, zu unterzeichnen. Zur Vorsicht werde ich Ihre Unterschrift durch Zeugen, welche von dem Inhalte des Schriftstückes nichts zu wissen brauchen, beglaubigen lassen. Sobald Sie das getan, reisen Sie mit dem nächsten Schiffe nach Chile zurück, verkaufen Ihre Hacienda und ziehen unter einem andern Namen nach Nordamerika oder Australien. Ich werde dafür sorgen, daß Sie dem Gerichte glücklich entkommen können, bevor dasselbe im Besitze Ihrer Erklärung ist, auf welche hin die Sache Abbé Montmoulin wieder aufgenommen werden und dessen Freisprechung erfolgen muß."

Lofer lächelte traurig und sagte: „Das alles hat mir mein Beichtvater in Valparaiso schon gesagt. Ausdrücklich erklärte er mir, daß ich nicht verpflichtet sei, mich auf die Gefahr hin, zum Tode verurteilt zu werden, persönlich dem Gerichte zu stellen. Es genüge meine Erlaubnis, die vom Notar unterzeichnete Erklärung einzusenden. Aber das schien mir etwas zu wenig. Abbé Montmoulin hat an mir hochherzig gehandelt, wenn er auch nur seiner heiligen Pflicht entsprach. Und dann schien mir die entsetzliche Bluttat an der guten, alten, wehrlosen Frau doch eine ganz andere Sühne zu fordern. Auch muß mein persönliches Zeugnis vor Gericht gewiß einen weit stärkeren Eindruck zu Gunsten des unschuldig Verurteilten machen und ganz anders geeignet sein, dessen guten Namen herzustellen, als eine schriftliche Erklärung. Das sagte ich dem Beichtvater, und er war damit einverstanden. Ich bat ihn also, mein Geständnis für den Fall, daß ich unterwegs meinen Entschluß bereuen sollte oder daß mir ein Unfall zustieße, nach einiger Zeit dem Gerichtspräsidenten von Aix einzusenden, und reiste ab."

„Und Sie haben Ihren Entschluß seither nicht bereut?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Offen gestanden — ich kam ein paarmal ins Wanken. Aber die Lesung der Gerichtsverhandlung hat mich jedesmal wieder aufs neue in meinem Vorsatze bestärkt.“

„Es ist gar nicht zweifelhaft, daß das Urteil wider Sie auf Tod lauten wird —“

„Ich erwarte nichts anderes.“

„Im günstigen Falle werden Sie zu dem harten Lose eines Verbanntensträflings begnadigt.“

„Abbé Montmoulin hat dasselbe durch meine Schuld jetzt beinahe drei Jahre getragen — es ist hohe Zeit, daß ich ihm seine Ketten abnehme, und wir wollen keinen Tag länger säumen.“

„Es ist also Ihr freier, wohl überlegter Wille?“

„Ich hatte auf der Überfahrt Zeit genug, mich zu bedenken, Ich bitte, stellen Sie meine Standhaftigkeit nicht auf eine neue, peinliche Probe und verzögern Sie die Befreiung Abbé Montmoulin's um keine Stunde.“

„Sie haben recht. Es sei. Gott gebe Ihnen Kraft, die volle Sühne, die Sie sich freiwillig auferlegt, zu tragen!“

Herr Meunier begleitete den reumütigen Verbrecher persönlich auf die Polizei und übergab ihn dem erstaunten Kommissär der die Wache hatte. Zufällig war es derselbe, der den Untersuchungsrichter nach Ste-Victoire begleitet und den Abbé Montmoulin in die Gefangenschaft geführt hatte. „Herr Kommissär,“ sagte der Rechtsanwalt, „Sie werden gewiß diesen Herrn, der von Südamerika herübergekommen ist, um sich freiwillig zur Untersuchung zu stellen, so milde behandeln, als es nur immer Ihre Instruktion erlaubt.“

„Behandeln Sie mich, wie der unschuldige Abbé Montmoulin behandelt wurde,“ bemerkte mit ruhiger Ergebung Lofer.

(Schluß folgt).

Ernte- und Wetterbericht.

Melitopol, den 20. Juni 1905. Der heurige Frühling war für die Landwirte im Süden ein ganz außergewöhnlicher. Während der Saatzeit regnete es ununterbrochen und stand beständig kaltes Wetter. Die Feldarbeit ging deshalb langsam und schwierig von statten. Da der Herbst sehr trocken war, so ging auch die Winterfrucht sehr spärlich auf, darum berechnete auch der feuchte, nasse Frühling zu großen Hoffnungen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. — April und Mai brachten trockene Witterung, — das Getreide entwickelte sich sehr spärlich, und heute nun, da man es sieht, ist das Resultat nicht besonders günstig. Man erwartet eine mittlere Ernte; die Viehtrift ist bis jetzt befriedigend. Gestern bewölkte sich der Himmel, es ging jedoch ohne Regen vorüber. Die Hitze ist groß. Roggen wurde unweit Melitopol bereits abgemäht. Derselbe wird sowohl an Stroh wie Körnern im allgemeinen schwach ausfallen. In den nächsten Tagen beginnt man mit dem Winterweizen. Man erwartet 4—6 Tsch. von der Dessj.

Rosental (Krim), 18. Juni 1905. Die Aussicht auf eine gute Ernte hat sich verwirklicht, indem jetzt die Fluren ein prachtvolles Getreide aufzeigen. Ja, gottlob, die Ernte wird gut, wenn der liebe Gott seine segnende Hand nicht im letzten Augenblicke entzieht. Regen war hier vom halben Mai bis 5. Juni fast täglich und zwar solche Regen, daß einem angst und bange wurde. Man glaubte schon, es könne des Guten zu viel geschehen; denn das Getreide lag an vielen Stellen am Boden, besonders auf jenen Äckern, welche gedüngt waren. In den Obstgärten sieht es nicht so gut aus, als auf dem Felde, weil die meisten Apfelsbäume von den Raupen fast aller Blätter beraubt wurden, infolgedessen gibt es sehr wenig Apfel, Birnen und Pflaumen.

Ch. Moser, Lehrer.

Selz, Gouv. Cherson, den 18. Juni 1905. Der verfloßene Winter war der Herr aller Launen. Nach dem größten Schneegestöber hatten wir plötzlich solche Trockenheit, daß der Barometer nicht selten auf 786—87—88, einmal sogar auf 789 hinaufstieg. Fast ebenso plötzlich fiel er wieder nach zwei, drei Wochen, und reichlicher Schneefall mit Sturm war die Folge. Schon damals war ich der Überzeugung, wird der Frühling und Sommer so launenhaft, fallen die trockenen Perioden des Winters ungeschickt im Frühjahr und Sommer, so kann die Ernte keine glänzende werden. So ist es jetzt auch. Der Frühling war naß, die Saaten stellten sich wunderschön, der Regen bleibt aus, und schon waren wir nahe daran zu verzweifeln. Auf Himmelfahrt Christi ändert sich das Wetter, Niederschläge sind reichlich, so daß wir eine gute Mittelernte zu hoffen haben. Da die Regen meist strichweise gingen, an einzelnen Stellen viel früher als bei uns, z. B. in Ponjatowka, Kasdelnaja, Straßburg, Mannheim u. s. w., so ist nun auch das Getreide sehr verschieden; an einzelnen Stellen ausgezeichnet, an andern mittelmäßig und schließlich sehr schwach. Seit dem 16. Juni haben wir wirkliche Sommertage: 35° Hitze R. im Schatten. Bis dahin war stets kühles Wetter. Viel geschadet haben uns die so sehr gefürchteten und verhassten Ostwinde. Roggen und Winterweizen werden schon gehauen, sie stehen etwas dünn, haben Mittelhöhe, der Kern aber ist gut. Gott sei Dank! Es mangelt an Regen.

Felix.

Pfeifer, Gouv. Saratow, 20. Juni 1905. Am 18. auf den 19. Juni von 11—12 Uhr nachts öffneten sich endlich

die Schleusen des Himmels und ein starker Platz- und Strichregen strömte unter lautem und fürchterlichen Krachen, Blitzen und Donnern über die Felder und Fluren der Kol. Pfeifer in der Richtung von West nach Südost nieder. Die Luft ist abgekühlt, die Witterung sehr günstig. Die Aussichten auf eine reiche Ernte ist zwar hoffnungslos; allein dennoch kann man im guten Glauben dahin leben: „Herr gib uns nur das tägliche Brod!“ — Die Sommergetreide: Weizen, Gerste, Hafer sowie die Viehtrift sind erfrischt und die Felder lachen dem fast verzagten Ackerzmann wie der hoffnungsvoll entgegen.

L. Christ. Schaab.

Mariental, Gov. Samara, Kreis Nowosenski, 15. Juni. Für die Zeit vom 1.—15. Juni ist die Ernteausicht im Gebiet Mariental folgende: Der Roggen steht im allgemeinen schwach; man hofft auf 8—16 Pud von der Desj. Die Sommerfrucht verspricht eine etwas bessere Ernte, sie hat abgeblüht und beginnt den Kern anzusetzen, man erwartet bis 35 Pud. Die Wiese befindet sich in genügendem Zustand, während das Steppengras schon abgemäht und sehr schlecht ausgefallen ist. Die Witterung ist trocken, heiß und windig. Schädliche Insekten und Tiere sind nicht zu bemerken.

B.

Göttland, Kreis Mariupol, 20. Juni. Heuer hat sich der Segen Gottes über unsere Felder ergossen. Auf Göttlands Felde steht die Frucht so herrlich, daß man sie nicht besser wünschen kann. Auch in Kaiserdorf gibt es eine sehr gute Ernte.

Saratow, 20.—25. Juni. Die vergangene Woche hat uns mit einem durchweichenden Regen gesegnet. Tags den 20. und 21. gingen kleine Gewitterregen, nachts aber überzog sich der Himmel gänzlich und ließ einen starken Regen nieder. Die Viehweide fängt an zu grünen wie im Frühjahr. Auch kann man auf eine gute Kartoffelernte hoffen. Roggen wurde bereits am 20. Juni gemäht, manche Acker nur zu Futter. Der Weizen auf Bergen und Anhöhen ist meistens ausgebrannt. In den Niedrigungen wird der Kern sich noch etwas bessern. Der türkische Weizen hat von der Hitze etwas weniger gelitten als der rote. — An den einzelnen Wochentagen war die Witterung folgende:

	W i n d- richtung.	W i n d- stärke.	Aneroid.	Temperatur		Hygro- skop.	Bewöl- kung.
				höchste.	niedrigste.		
20. Juni	N.	1	763	17	10	70	8
21. "	N.	2	761	19	9	100	9 Starke 7 Regen.
22. "	NW.	2	756	14	10	75	3
23. "	NW.	2	760	20	11	60	3
24. "	NW.	2	760	24	17	60	3
25. "	NW.	1	759	24	11	95	9

B r i e f k a s t e n.

№ 1281. Selbstverständlich haben die Korrespondenzen aus „Kownoje“ in den Nummern 35 und 37 verschiedene Verfasser. Das geht doch schon klar aus dem Inhalt hervor.

An mehrere. Zu wiederholten Malen haben wir an dieser Stelle bereits mitgeteilt, daß Artikel, Korrespondenzen oder Mitteilungen, die uns ohne die Namensunterschrift der Verfasser zugesandt werden, keine Verwendung finden können. Warum auch den Namen und die Adresse verheimlichen? Es wird doch vorausgesetzt, daß die Einsender die Wahrheit berichten, und da haben sie doch keinen Grund, sich zu fürchten. Wer aber die Wahrheit nicht für sich hat, den bitten wir, das Briefschreiben unterlassen zu wollen.

Redakteur A. Pruschinski.

August Lura, Riga Contobücher und Couvert-Fabrik
Lager aller gangbaren Sorten
Geschäftsbücher in nur besten Ausführungen.
Specialität:
Copierbücher, Notiz-Boesie, Tagebücher, Geschäfts-, Abreiß- und Tafelkalender, Briefordner und Registratoren, Schreibunterlagen, Brief- und Abreiß-Blöck, Acten- und Documenten-mappen.
Vielfach prämiert.
En gros—en detail. Preislisten gratis.

Allerlei.

Ein Mittel gegen die Fliegen. Auf vier Teile Kolophoniumharz nimmt man ein Teil Leim- oder Senföl, gibt etwas Zucker dazu und kocht das Ganze zu einer breiigen Masse. Mit dieser wird ein Blatt Papier dünn bestrichen und letzteres im Zimmer aufgelegt. Sobald die Fliege, durch den Geruch angelockt, mit dem Papier in Berührung kommt, klebt sie an und ist gefangen. Wenn das Papier voll Fliegen ist, kann man diese loslesen und das Papier von neuem gebrauchen.

Standesbewußt sein. Herr: „Was arbeitet denn Dein Vater, Kleiner?“

Knabe: „Mein Vater braucht garnicht zu arbeiten, er ist . . . Poltizist!“

Einfache, dauerhafte wirtschaftliche Separatoren
ganz ohne Einsätze
letztes Patent
der Fabriken **Heinrich Lanz**
für Leistungen
von 7 bis 9 Bedro Vollmilch pro Stunde
Preis 55 Rbl. und 65 Rbl.
Wiederverkäufern Rabatt.
Separatoren
Für Industriezwecke
für große Leistungen.
Fabrik-Niederlage
Heinrich Lanz
in Koflow a/Don.



Infolge der Konkurrenz!

Statt 6 Gegenstände jetzt 7.

Die geehrten Käufer, die für 7 Rbl. 75 Kop. 6 Gegenstände bestellen, erhalten jetzt als unentgeltliche Prämie noch extra eine

elektrische Taschenlaterne.

Fabrikslager von Uhren, Gold-, Silber- u. Brillant-Waren

J. Blechmann,

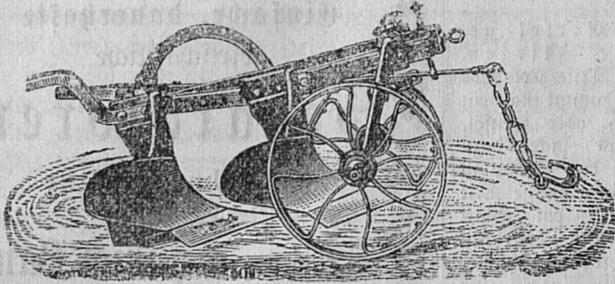
Odesa, Große Arnautskaja Str., Haus Weingurt.

Infolge großen Vorrats von Waren im Lager bestimme ich die äußersten Preise: nur für 7 R. 75 K. mit Übersendung verkaufe folgende 6 Gegenstände, welche im Einzelverkauf 12 R. 75 K. kosten: 1) Eine Herren-Taschenuhr aus schwarzem Stahl, mit 3 Deckel geschlossen, ohne Schlüssel aufziehbar, der oberste Deckel ist für das Gravieren des Monogramms vergoldet; der Mechanismus ist von der bekannten Fabrik „Universal-Watch“ (für welche ich viele Dankschreiben erhalten habe) 7 R. 25 K. 2) Eine Kette aus amerikanischem Gold 1 R. 50 K. 3) Ein Pariser Kompass oder ein Binokle mit pitanten Ansichten 50 R. 4) Ein Mundstück aus Silber (84 Probe) mit Bernstein, kaukasische Arbeit 1 R. 5) Ledernes Portmonnaie von ausländ. Leder; das Schloß enthält einen Kautschuk-Stempel für den Namen des Bestellers 1 R. 50 K. 6) Gold. Ring (56 Probe) mit Steinchen 1 R. Summa 12 R. 75 K. für nur 7 R. 75 K. Eben solche Uhr aus amerikanischem Gold 1 R. teurer. Die Uhr ist bis auf die Minute reguliert. Bestellungen werden sofort ausgeführt, durch Nachnahme. Preisliste gratis. Bitte um genaue Adresse.

Bei Versendung der Bestellung wird noch eine kostenfreie Prämie beigelegt.

Anmerkung: Nach dem asiatischen Rußland und Sibirien berechne 45 Kop. mehr für Übersendung. Bestellungen werden nur erledigt bei 1 Rbl. Vorauszahlung; letztere kann auch in Briefmarken eingesandt werden.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage
Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.
Speziell
Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisliste gratis und Auskünfte unentgeltlich.
Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.



Fabrikniederlage
Landwirtschaftlicher
Maschinen und Geräte

— der —
Rjasaner Fabrik
Aktiengesellschaft.

Eigene Niederlage: Zarizynner Straße, zwischen der
Wolfskaja und Alexanderstraße, № 77.

Stets auf Lager vorrätig zu vollkommen zugänglichen Preisen:

Sämaschinen, Pflüge,
zwei- und mehrscharige,
Anshülser, Saatspflüge, Eggen
und andere Geräte.

Adresse: гор. Рязань, Рязанскому заводу земле-
дѣльческихъ машинъ.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle
Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen
für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für
Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

A. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus 1110.

ОБЪЯВЛЕНИЕ.

Успѣшно przygotowляю къ экзамену на званіе учителя по
50 р. въ мѣсяцъ за ученіе, столъ и квартиру съ мойкой бѣлья.
Тотъ, кто выдержитъ экзаменъ, долженъ уплатить мнѣ еще сто руб
какъ награду за тяжелые труды. Я. Гейсъ, К. Штейнъ, I. Ценглеръ,
Э. Бюлеръ, К. Шильдретъ, К. Киндоппъ, Г. Ринкъ, П. Кенигъ,
Ө. Бѣлый, М. Вехлеръ, Р. Штейнъ и А. Гельблингъ, отъ всѣхъ
имѣю благодарности за успѣшную и быструю подготовку. Адресъ:
Г. Николаевъ (Херс. губ.), Потемкинская № 85, уголъ Мѣщанской,
И. П. Березовскому. Принимаю также дѣтей, начиная съ 8-ми лѣт-
няго возраста, въ собственную прогимназію.

Alexander Kindsvater

Saratow

Kontor: Alexandrowskaja 21, General-Agentur „Rossija“
Niederlage: Barizinskaja 84

empfiehlt unter Garantie

echte französische Mühlsteine

der „Société Générale Meulière“

echte Schweizer Seidensiebe

der Fabrik „Dufour“

sowie Walzenstühle und alle anderen Mühlenbedarfsartikel
der Mühlenbauanstalt G. Daverio.

— Lager —

Landwirtschaftl. Maschinen und Geräte,

Drehgarnituren, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Turbinen,
Naphtha-Solaröl-Motore

u. s. w., u. s. w.

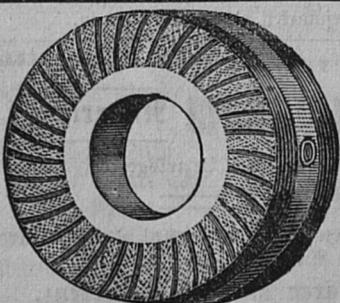
X. K u m m s X.
Saison. Saison.

unter ärztlicher Aufsicht vom 1. Mai bis 15. August mit
voller Pension. Genaue Auskünfte Katharinenstadt, Gow.
Samara. A. A. Fink.



Rosenkränze, starkgefettet, in vorzüglicher Ausführung u. in
größter Auswahl zu billigsten Preisen.
Auf Wunsch lassen wir nach erfolgtem Kauf dieselben von den
hochw. Kreuzherrenpatres (ohne Kosten für die Käufer) weihen.
Rosenkranzpreisliste gratis u. franko.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.) Nr. 41.
Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.



MÜHLSTEINE

speciell zum Vermahlen
von Roggen, Mais u. and.
Getreide, sowie

Zum breitkleiigen Mahlen von Weizen.

Bei Anfragen bitte die gewünschte Mehlsorte und die Größe der Steine angeben.

W. Zukowsky, S.-Petersburg, Newsky 97.

Bestes Magazin **F. Sorokin** **in Saratow,**

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gediegenem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Urpin

ist v. Vet. Komitee (Minist. d. Zn.) geprüft und erlaubt. Jeder Tierbesitzer sollte es vorrätig halten, weil es bei vielen Krankheiten ausgez. Dienste leistet. Kl. Dose mit Gebr.-Anw. 1 R. 65 K. gegen Nachnahme.

Den Pferdebefahrer sollte jeder Landwirt benutzen. Preis 4 Rbl. gegen Nachnahme.

Massenmord, unfehlb. Mittel gegen Ratten u. Mäuse; schadet nur diesen. Dose mit Gebr.-Anweisung gegen Nachn. 1 R. 15 K.

Южно-Русское сельско-хоз. Товарищество, Θεοδοσία.

Rom 1900.

Ferdinand Stuflesser

Bildhauer u. Altarbauer

in St. Ulrich-Gröden Tirol (Austria, Österreich).

Inhaber des päpstlichen Ehrenkreuzes.

Empfiehlt Heil. Statuen aus Holz und fein polychromiert.

Stehende Heil. Statuen

Höhe in Ctm. 100, 120, 140, 170, 180

Preis in Rubeln 35—50—68—100—115



(Pièta)

Höhe in C. 80-100-120-130

Preis in R. 76-100-160-190

Obiger Preis versteht sich inklusive Verpackung ab St. Ulrich.

Katalog über Altäre und Kreuzwegstationen, franko und gratis.



Herr Ferdinand Stuflesser in St. Ulrich-Gröden, Tirol lieferte in unsere Kirche Kreuzwegstationen und in die neuerbaute Filialkirche Georgiental, zur Mannheimer Pfarrei zählend, Südrussland, Statuen: Herz Jesu, Herz Mariä und hl. Georgius und zwar in so meisterhafter Ausführung, daß die allgemeine Zufriedenheit, ja sogar Staunen erregen. — Wir erachten es derohalber für eine angenehme Pflicht, genanntem Herrn hiemit öffentlich unsere Anerkennung und Dank auszusprechen.

Mannheim, am 1. August 1904.

P. Jacob Dobrowolski, Pfarrer und Dekan.

Rüster: Rochus Böhm. Kirchenältester: Paul Heinrich. Franz Schneider. Dorfältester Franz Schatz.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolstaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, **Diamanten** zum Glashneiden, **Spiegel** in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. — Preise ohne jede Konkurrenz

Telegrammadresse: Saratow—Zell.

Telephon № 459.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos);

fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; Pandyrin und Gawrilow

samtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisedecken, Betttücher und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete Magazin

C. A. Chudoschin u. Sohn.

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.



J. Ohnesorge

Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause

Größtes Spezialgeschäft gegründet 1875.

Reichhaltiges Lager

von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdzubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit obrigkeitlicher Genehmigung.

Für Händler Fabrikpreise.

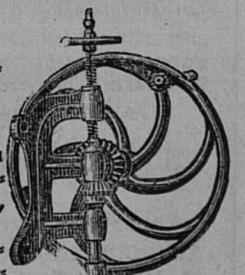
Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wagenbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohrmaschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewindeschneidzeuge, Mühlspicken, Schleif- u. Weßsteine.

Sämtliche Gartengeräte

sowie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Garten Siebkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurstmaschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch, Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen. Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Scheren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste englische Schaffscheren, Schlittschuhe in allen Größen. Feuer- u. diebstahlsichere Gelbschränke u. Schatullen.

Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler.

Alle Arten von Schlössern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w. **Eiserne Ofen** für Steinkohlen, Kerosinköchen **Primus** und **Gras.**



Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Erstklassiges Hotel und Restauration

„Moskja“

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neu remontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgenut.

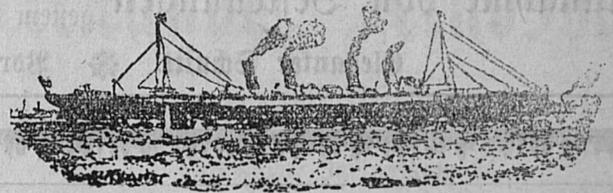
Fürs Land!

Klemm's Wasser-Barometer.

Preis pr. Stück 1 Rbl., mit Versand 2 Rbl.

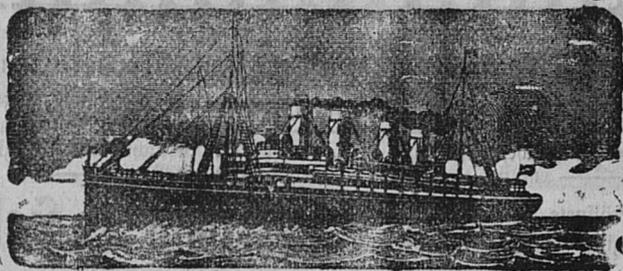
„ „ 2 „ 2 Rbl., mit Versand 3 Rbl.

E. Klemm, St. Petersburg, Gr. Podjatschestskaia 31. I.



Nach Amerika, Afrika u. Australien werden Passagiere schnellstens, bestens und billigstens auf weltberühmten Schnelldampfern vom **Handelshause „Alexander Rapoport“** (von der Regierung zum Verkaufe von Schiffskarten concessionirtes Schiffskontor) befördert. Adresse: Odessa, Ekaterinenstr. № 85, Ecke Kleine Arnauskaja.

Gute Beköpfung



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co.,

Riga. ♦ Libau. ♦ Odessa.

Von der Regierung concessionirtes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnelldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach **Libau** (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Bilet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach **allen** Eisenbahnstationen der **Vereinigten Staaten** und **Canada** ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von **Libau** nach **Amerika** haben die Reisenden nur **einmal** umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: **Карлсбергъ, Спиро и Ко.**

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: **КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.**

Außerdem ertheilen unsere Kontore in: **Riga Paulucistr. № 10. Odessa Ekaterininskaja 85 Ecke Maloarnautskaja** jede gewünschte Auskunft.

Bitte meine Firma nicht mit Waschaner Firmen zu verwechseln.



Das edelste ♦ ♦ ♦
♦ ♦ ♦ und immer
wertvolle Metall
ist Silber 84-ter Probe!



Wer eine gute und richtige Uhr haben will, dem empfehle ich: 1) Silberne Uhr 84. Probe, Anker auf 15 Steine. 2) Silberne massive Kette 84. Probe, Panzer Arbeit. 3) Silberner Schlüssel 84. Probe. 4) Silberne Breloque 84. Probe, elegante Zeichnung. 5) Silbernes Mundstück 84. Probe, kaufmännische Arbeit. 6) Goldener Ring 56. Probe mit farbigem Stein. 7) Pappros- oder Tabaksdose aus Nidel oder Leder, elegante Arbeit. 8) Englisches Taschenmesser aus Stahl mit 2 Messern. 9) Portmonnaie mit 7 Abteilungen aus englischem Leder mit mechanischem Schloß, welches enthält ein Kautschuk-Stempel mit Vor- und Familien-Namen des Bestellers oder eine elektrische Taschenlaterne mit wunderbarem Licht. 10) Ein Flakon Stempelfarbe, reicht für 6 Monate. 11) Taschen-Schutzfutteral für Uhren, schützt die Uhr vor Stößen und Fallen. — Eben solche Uhr mit allen Zugaben, vergolbet 1 Rbl. 50 Kop. teurer. Die Uhren sind bis auf die Minute reguliert und garantiere ich für richtigen Gang 6 Jahre. Die ganze Garnitur versende ich sofort gegen Nachnahme ohne Anzahlung

für 11 Rbl. 75 Kop. —
— mit Übersendung.

Anmerkung: Nach dem asiatischen Rußland und Sibirien berechne 45 Kop. mehr für Übersendung. Bestellungen werden nur erledigt bei 1 Rbl. Vorauszahlung; letztere kann auch in Briefmarken eingesandt werden.

Bestellungen sind zu richten an:

M. Waizze

Odessa, Große-Arnauskaja Straße Nr. 93.

Eine Garnitur von 11 wertvollen Gegenständen nur 11 Rbl. 75 K. mit Übersendung.

Verleger H. Schellhorn.